


SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS



66 hessische Sagen.

**Zur Unterstützung
und Belebung des heimatkundlichen Unterrichts**

ausgewählt und bearbeitet

von

Heinrich
Emil Schneider,
Lehrer an der Knabenbürgerschule zu Marburg.

Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1892.

Vorwort.

Die freundliche Aufnahme, welche meine vor kurzem erschienene Sammlung „Deutschland in Lied, Volksmund und Sage. Gedichte, Volkssprüche und Sagen zur Unterstützung und Belebung des erdkundlichen Unterrichts in niederen und höheren Schulen“ *) überall gefunden hat, gab mir Veranlassung zur Auswahl und schulgemäßen Bearbeitung der vorliegenden hessischen Sagen, die ich den werten Amtsgenossen zur Verwertung beim heimatkundlichen Unterricht unsers Regierungsbezirks darbiete. Dieser Unterricht fällt in das 3. bezw. 4. Schuljahr, und hier sind Sagen anerkanntermaßen vortrefflich geeignet, den an sich oft trockenen Lehrstoff anziehend und behaltbarer und dadurch die Schule zu einer Werkstätte fröhlichen und gedeihlichen Wirkens und Schaffens zu machen. Die Schüler dieser Unterrichtsstufe besitzen jedoch noch ein geringes Sprachverständnis und eine geringe Sprachfertigkeit. Soll daher die Einlegung von Sagen den erhofften Gewinn bringen, so müssen diese Stoffe bezüglich des Wort- und Satzausdruckes den Kindern in einer einfachen Form

*) Verlag von L. Wiegand in Hilchenbach. 174 S. 1,20 M. geb. 1,60 M.

geboten werden, die ein leichtes Verstehen und ein mühe-
loses Wiedergeben ermöglicht. Von diesem allgemein an-
erkannten, aber vielfach nicht befolgten Grundsatz geleitet,
habe ich die aus dem reichen Sagenschatz der Heimat aus-
gewählten Sagen nach den Werken von Grimm, Lynker,
Wolf, Hoffmeister, Falckenheiner, Pfister, Bechstein u. a.,
wie nach mündlichen und schriftlichen Mitteilungen in einer
solchen einfachen Form darzustellen versucht und sie so er-
zählt, wie ich sie zu einem großen Teil erst noch im letzten
Winter im Unterricht Knaben von 8—9 Jahren vorgetragen
habe. Das Büchlein kommt also unmittelbar aus der Schul-
stube und bietet sich wieder zum unmittelbaren Gebrauch
im Schulunterricht wie als Jugendschrift an. Es will
mit schulmännischen Augen betrachtet sein, und ich kann das
Recht zu seiner Beurteilung nur erfahrenen praktischen Schul-
männern zugestehen. Von ihnen ausgehende Einwände und
Verbesserungsvorschläge sollen dankbar in eingehende Er-
wägung und möglichste Berücksichtigung gezogen werden,
wie ich denn keineswegs der Ansicht bin, es ließe sich nicht
manches in dem Schriftchen zu seinem Vorteil ändern.

Findet das Büchlein Anklang, so soll nächstens für
die hessische Jugend ein zweites über die heilige Elisabeth
in Geschichte und Sage folgen.

Marburg, im Mai 1892.

Emil Schneider.

1. Die Jungfrau auf dem Frauenberge.

In Marburg lebte früher ein Bäcker, der an den Armen viel Gutes that. Einmal ging er frühmorgens über Feld, um Weizen aufzukaufen. Als er über den Frauenberg kam, ging eben die Sonne auf. Da sah er da eine weiße Jungfrau sitzen, die spann, und auf einem großen Tuche hatte sie Weizen zum Trocknen ausgelegt. Verwundert hob der Bäcker eine Hand voll von dem Weizen auf, besah ihn, steckte einige Körner in die Tasche und ging weiter. Als ihm nun im nächsten Dorfe die Bauern Weizen anboten, gefiel derselbe ihm nicht, und er sagte: „Ich habe schöneren heute gesehen". Er wollte ihnen die Probe zeigen, die er vom Frauenberge mitgebracht hatte. Aber wie er in die Tasche griff, waren statt Weizenkörner lauter Goldkörner darin. Schnell ging er nach dem Frauenberge zurück, um des Weizens noch mehr zu holen. Aber nun war alles verschwunden.

2. Der Elisabethbrunnen und die Elisabethen-Fußtrappe.

Eine Stunde von Marburg quillt am Ostabhang des Lahnberges aus einem Felsen der Elisabethbrunnen hervor. Nicht weit davon liegt das Dorf Schröck. Deshalb wird der Brunnen auch Schröcker Brunnen genannt. Landgraf Ludwig IV. ließ 1596 die Quelle fassen und darüber ein Brunnenhaus der heil. Elisabeth zu Ehren errichten. — Die heil. Elisabeth ging nämlich von Marburg

aus oft zu diesem Brunnen, um daselbst zu beten und in dem klaren Wasser des Quells ihr Weißzeug zu waschen. Wenn es rein gewaschen war, warf sie es in die Luft. Da blieb es sogleich auf den Sonnenstrahlen hängen. Lange gingen seitdem die Frauen und Mägde aus den nahen Dörfern hierher, um zur Pfingstzeit gleichfalls ihr Weißzeug hier zu waschen. Und noch heute kann man die Frauen aus Schröck auf der Wiese unterhalb des Brunnens ihr Weißzeug waschen sehen. Denn sie sagen, das Wasser aus dem Brunnen wüsche ohne Seife rein.

Als Elisabeth einmal wieder zu ihrem Brunnen wanderte, begegnete ihr ein Verbrecher, der sollte zur Richtstätte geführt werden. Einige Leute, die vorüberkamen, bedauerten den Verbrecher. Doch Elisabeth sagte: „Er wird es verdient haben". Und alsbald fiel alle Wäsche aus der Luft.

Ein andermal wurde Elisabeth, als sie über den Wald zum Brunnen ging, von einem großen Wolf verfolgt. Schnell sprang sie auf einen Stein, der unter einer dicken Eiche lag. Von dem Stein schwang sie sich auf den Baum und war gerettet. Durch den Sprung drückte sich der Fuß der Heiligen in dem Stein ab. Dieser zeigt noch heute ihren Fußtritt und heißt daher Elisabethen-Fußtrappe. An Festtagen kommen die katholischen Einwohner von Schröck hierher und schmücken die umstehenden Bäume mit Kränzen. Von dem Wasser, das sich in der Vertiefung des Steines gesammelt hat, schöpfen sie heraus und brauchen es als Heil- und Schutzmittel gegen Augenkrankheiten.

3. Der Bau der St. Elisabethkirche zu Marburg.

Die schöne Elisabethkirche zu Marburg hat Landgraf Konrad, der Schwager der heiligen Elisabeth, zu bauen angefangen. Die Sage aber erzählt, die heilige Elisabeth

selbst habe sie errichtet. Die fromme Fürstin wollte eine Kirche von unvergleichlicher Herrlichkeit bauen. Die sollte oben auf einem Bergesgipfel bei Marburg stehen, der seitdem die Kirchspitze heißt. Und es sollte eine Glocke darauf gesetzt werden, deren Klang man in Ungarn hören könnte. Gott aber strafte diesen Hochmut. Was am Tage aufgeführt war, fiel des Nachts wieder zusammen. Auch der Verstand der Arbeiter verwirrte sich; sie thaten alles verkehrt, und die Stätte hatte keinen Segen. Da erkannte Elisabeth den Willen Gottes, daß die Kirche an einem andern Platze stehen solle. Sie hub einen Stein auf und rollte ihn von der Höhe hinab ins Thal. Wo er liegen bliebe, dahin sollte die Kirche gebaut werden. Der Stein geriet aber in einen Sumpf. Der befand sich damals da, wo der Marbach in die Lahn mündet. Und an dieser niedrigen Stelle wurde nun auch das Gotteshaus aufgebauet, und Gott segnete die Arbeit. Der Bau stand nun wohl tief unten im Thal anstatt hoch oben auf dem Berge; aber er wurde dafür auch sehr prächtig.

Zur Bezahlung der Arbeiter hatte Elisabeth eine offene Bütte mit Geld hinstellen lassen. Jeder Arbeiter konnte daraus so viel nehmen, als er redlich verdient hatte. Doch ward die Bütte niemals leer. Und wenn einmal jemand mehr herausnahm, als er verdient hatte, so behielt er's doch nicht. Von Engeln wurde nachts in die Bütte zurückgebracht, was er unrecht daraus genommen, und anderes noch dazu.

4. Sagen von der Lahn und Fulda.

Die Lahn und die Fulda fordern jedes Jahr ein Menschenopfer. Noch jedesmal, wenn jemand in der Lahn bei Gießen ertrunken ist, hat sie vorher laut gerufen, und

das haben die Müller und Bleicher, die an dem Wasser sind, schon oft gehört. Es geschieht jedesmal mittags zwischen elf und zwölf Uhr. Da rauscht die Lahn auf, schlägt starke Wellen, und dann ruft es mit starkem Schrei aus dem so aufgeregten Wasser: „Die Zeit ist da! die Stund' ist da! Wär' nur der Mensch da!" Nur mit Schaudern hört man dann erzählen: „Die Lahn hat gerufen; es ertrinkt bald wieder jemand!" Und das ist auch allemal eingetroffen; es ist bald darauf wirklich jemand in der Lahn ertrunken. — Bei Neustadt am Heßler ruft oft die Lahn in langen, dumpfen und hohlen Tönen: „Ich will einen Menschen haben, einen Menschen will ich haben!" Dann gehen die Fische haufenweise ins Garn, denn es wird ihnen bange.

Die Stimme, die sich aus dem Wasser vernehmen läßt, ist die des Wassergeistes, der in der Lahn wohnt. Sein Name ist Nöck; in andern Gegenden Deutschlands heißt er Nick, Nicker, Nickel und Nickelmann. Die Furcht der Menschen vor diesem bösen Wassergeiste war früher sehr groß. Um ihn zu versöhnen, opferte man ihm eine schwarze Henne, einen schwarzen Hahn oder ein schwarzes Lamm.

Auch bei Marburg gab es früher Nöcken in der Lahn. Sie sind zwar längst verschwunden. Aber noch heute rufen dort die Eltern den Buben, wenn diese zum Baden oder zu früh zum Schlittschuhlaufen gehen, warnend zu: „Nehmt euch in acht, daß euch die Wassergeister nicht hinabziehen!" Und hier und da hört man noch heutigen Tages von den Kindern den Reim hersagen:

„Nöcke in der Grube,
bist ein böser Bube!
Wasch dir deine Beinerchen
mit roten Ziegelsteinerchen!"

Außer den neckischen Nöcken gab es in alten Zeiten in der Lahn auch Nixen. Das sind weibliche Wasser-

geister; denn es gab unter diesen Männlein und Weiblein. Eine solche Nixe sah man im Jahre 1615 bei der Elisabethenmühle in Marburg. Sie hatte einen dünnen, schlangenartigen, farbigen Unterkörper und that niemand etwas zu leide. Sie spielte mit den Wellen des Wassers, tauchte unter, wenn sie Gefahr wähnte, und verschwand endlich wieder in der Tiefe.

Die Fulda kündigte früher immer an, wenn im Lande etwas Wichtiges geschehen sollte. Wenn nämlich ein hessischer Fürst, namentlich ein regierender Herr oder dessen Gemahlin starb, so blieb dieser Fluß gewöhnlich einige Zeit vorher wider seinen natürlichen Lauf still stehen. Das Wasser versiegte, sodaß man die Fische mit Händen fangen und fast trockenen Fußes durch den Fluß gehen konnte. Nach einigen Stunden stellte sich dann das Wasser wieder ein.

5. Der Weißenstein.

Auf dem Weißenstein wohnte früher ein grausamer Ritter, Namens Kuno. Der plagte die Leute von Wehrda und andern Dörfern der Umgegend sehr. Sie mußten Zins und Zehnten zahlen und dazu noch Frondienste leisten. Einmal bewachte ein junger Mann aus Wehrda nachts sein Feld und schoß ein Reh an. Dabei wurde er von den Mannen des Ritters ertappt und auf die Burg geschleppt. Dort brannte man ihm das Zeichen eines Wilddiebes, ein Hirschgeweih, auf die Backe. Dann wurde er zum Thore hinausgepeitscht. Da beschlossen die Wehrdaer, sich zu retten und zu rächen. Doch das Schloß war sehr fest und wurde stark bewacht. Mit offener Gewalt konnten sie es also nicht einnehmen. Sie wußten aber, daß der Ritter seine größte Lust an dem Schwerttanz hatte. Deshalb baten sie ihn um die Erlaubnis, diesen Tanz vor ihm auf

der Burg aufführen zu dürfen. Sie erhielten Einlaß. Kaum aber hatte der Tanz begonnen, als die Bauern den Ritter und seine Mannen überfielen und alle erschlugen. Darauf wurde die Burg gänzlich zerstört. Das Edelfräulein warf ihr goldenes Spinnrad nebst anderen Schätzen in die Lahn. Alle sieben Jahre steigt das Rad vom Grunde empor, und wer dann das Glück hat, kann es sehen und herausziehen.

Auch wird erzählt, der gewaltige Riese Essel habe auf dem Weißenstein gewohnt. Er war ein arger Leuteplager. Die Wehrdaer eroberten seine Burg und töteten ihn. Vorher schleuderte er das goldene Burgthor vom Berge hinab in die Lahn. Es liegt dort bei dem Acker, der noch heute das Esselswerd heißt. Von Zeit zu Zeit taucht es aus der Tiefe auf. Aber noch niemand ist es gelungen, es herauszuziehen. Als einst zwei Männer in der Lahn fischten, hatte sich das Netz des einen an etwas im Wasser festgesetzt. Er zog und zog und zog zuletzt das versunkene goldene Burgthor etwas über das Wasser empor. Der andere Fischer, der dies sah, rief gleich: „Halb Part!“ Da sank das Thor gleich wieder auf den Grund hinab und ließ sich nie wieder blicken.

6. Das Riesenspielzeug.

Die nächsten Nachbarn des Weißensteins heißen Richshelle, Heideberg und Heppersberg. Auf einem dieser Berge wohnte in ganz alten Zeiten ein großer Riese in seinem festen Schlosse. Er hatte nur eine einzige Tochter. Einmal ging das Riesenfräulein hinab ins Lahnthal, wollte sehen, wie es da unten wäre, und kam bis auf ein Ackerfeld, das vor dem Walde lag. Das wurde gerade von den Bauern bestellt. Das Riesenfräulein blieb vor Ver-

wunderung stehen und schaute den Pflug, die Pferde und die Leute an, das ihr alles etwas Neues war. „Ei“, sprach sie und ging herzu, „das nehme ich mit mir“. Da kniete sie nieder zur Erde, breitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing alles zusammen und that's hinein. Nun ging sie ganz vergnügt nach Hause. Sie that nur einen Schritt und war droben auf dem Berge.

Der Ritter saß gerade am Tisch, als sie eintrat. „Ei, mein Kind“, sprach er, „was bringst du da? Die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus“. Sie machte geschwind ihre Schürze auf und ließ ihn hineinsehen. „Was hast du so Zappeliges darin?“ — „Ei, Vater, gar zu artiges Spielding! So was Schönes hab' ich mein Lebtag noch nicht gehabt“. Darauf nahm sie eines nach dem andern heraus und stellte es auf den großen steinernen Tisch, den Pflug, die Bauern mit ihren Pferden, lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich das kleine Wesen darauf hin und her bewegte. Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug; da hast du was Schönes angerichtet! Geh nur gleich und trag's wieder hinab ins Thal“. Das Fräulein weinte; es half aber nichts. „Mir ist der Bauer kein Spielzeug“, sagte der Ritter ernsthaftig, „ich leide es nicht, daß du mir murrst. Kram alles sachte wieder ein und trag's an den nämlichen Platz, wo du's genommen hast. Baut der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen auf unserm Felsenneſt nichts zu leben“.

7. Der Riese auf dem Rimberge.

Auf dem Rimberge bei Caldern hauste früher ein Riese. Seine Nachbarn und zugleich Brüder waren der Riese auf dem Weißenstein bei Wehrda und der auf

dem Rotenstein, auf dem später das Marburger Schloß erbaut wurde. Der Rimberger und der Weißensteiner Riese besaßen einen gemeinschaftlichen Backofen, der mitten im Felde lag. Wenn sie backen wollten, warfen sie einander Felsblöcke zu. Das war das Zeichen, daß Holz zum Heizen des Ofens von des Nachbarn Burg gebracht werden sollte. Einst warfen sie zu gleicher Zeit. Da trafen die Steine in der Luft zusammen und fielen mitten im Felde oberhalb Michelbach zur Erde nieder. Da liegen sie noch heute. Jedem Steine aber ist eine Riesenhand eingedrückt.

Ein anderes Zeichen gaben sich die beiden benachbarten Riesenbrüder damit, daß sie sich am Leibe kratzten. Dies war so laut, daß sie es deutlich auf ihrer Burg hören konnten.

8. Der Christenberg.

Auf dem Christenberge im Burgwalde stand früher eine heidnische Burg, die Kesterburg. Manche meinen, die alten Römer hätten sie erbaut, als sie Deutschland einnehmen wollten. Karl der Große soll die Burg zerstört und an ihrer Stelle die erste christliche Kirche in Oberhessen gegründet haben. Doch wird auch gesagt, schon früher hätte Karl Martell (723) die Heidenburg zerstört, und Bonifatius habe die Kirche erbaut.

Bonifatius war von England übers Meer herüber nach Deutschland zu den Friesen gekommen, um sie zu Christen zu machen. Als er viele unter ihnen bekehrt hatte, kam er zu uns ins Land der alten Chatten, die später Hessen hießen. Da kam er auch auf den Christenberg. Da stand ein heidnisches Gotteshaus, darin beteten die heidnischen Chatten ihre Götter an und brachten ihnen Opfer. Als Bonifatius das sah, stampfte er vor heiligem Zorn

auf den Boden und sagte: „So gewiß sich mein Fuß in den Stein drückt, so gewiß will ich die Heiden bekehren". Und so geschah es auch. Sein Fuß drückte sich in dem Stein ab. Dieser wird noch heute auf dem Berge gezeigt, und man sieht auch noch den Fußtritt darin. Bonifatius ließ den Heidentempel umreißen und an seiner Stelle die erste christliche Kirche der Gegend bauen. Noch heute steht auf dem Christenberge eine kleine Kirche, in der jährlich vier bis sechs mal Gottesdienst abgehalten wird. Neben der Kirche liegt ein Totenhof, auf dem die Leute von Münchhausen, Simtshausen und Schlagpfütze begraben werden. Das Volk in diesen Dörfern erzählt noch von dem Bonifatiusweg, auf dem der fromme Mann durch den Wald gekommen und fortgegangen. Einst litt er großen Durst. Da ließ der liebe Gott eine Quelle aus der Erde hervorsprudeln. Die ist noch jetzt da und heißt der Silberborn.

Neben dem Christenberge befindet sich das Hungerthal. Darin hat der siebenjährige Krieg gelegen. Da sind viele vor Hunger gestorben. Zuletzt fanden sie eine Quelle, den Silberborn. Daraus nährten sie sich.

9. König Grünewald erobert den Christenberg.

Auf dem Christenberge im Burgwald stand vor alters ein Schloß. Darin wohnte ein König mit seiner einzigen Tochter. Die war sehr klug und konnte weissagen, und ihr Vater hielt gar viel auf sie. Einmal kam ein fremder König, der hieß Grünewald, und belagerte das Schloß auf dem Christenberge. Die Belagerung dauerte lange, und der König im Schloß wäre fast verzweifelt, wenn ihn seine Tochter nicht immer getröstet hätte. „So lange der grüne Wald nicht gegangen kommt", sprach die

Jungfrau zu ihm, „so lange kannst du ruhig sein". Das dauerte bis zum Maitage. Da sah die Königstochter eines Morgens, als es Tag werden wollte, daß die Feinde mit grünen Büschen den Schloßberg heraufkamen. Da wurde ihr angst und bange, denn nun wußte sie, daß alles verloren war. Und sie eilte zum Vater und sprach: „Vater, gebt euch gefangen, der grüne Wald kommt gegangen!" Dann ging sie hinunter ins Lager zum König Grünewald und bat ihn, er möchte sie frei abziehen und noch mitnehmen lassen, was sie auf einen Esel packen könnte. Der König erfüllte ihre Bitte. Da setzte sie ihren Vater auf den Esel, packte auch ihre besten Schätze darauf und zog fort vom Schlosse. Als sie nun ein gutes Stück Weges in einem fort gegangen war, sprach sie: „Hier woll mer ruhn!" Davon hat das Dorf Wollmar, das dort liegt, seinen Namen erhalten. Bald zogen sie weiter durch Wälder und über Berge, bis sie zuletzt in eine Ebene an der Eder kamen. Da sagte die Königstochter: „Hier hat's Feld!" Sie meinte, da wäre ein guter Platz zum Bauen und Wohnen. Und sie blieben da und bauten sich ein anderes Schloß, das nannten sie Hatzfeld. Dabei entstand auch ein Städtchen, das nannte sich ebenfalls Hatzfeld. Das Städtchen steht noch, aber von der Burg sind nur noch Reste vorhanden.

10. Die Totenhöhe.

Bei Frankenberg liegt eine Hochebene, die Totenhöhe genannt. In grauer Vorzeit wurde hier eine Schlacht geschlagen, und an dem jedesmaligen Jahrestage erheben sich in der Nacht die dort Gebliebenen (Gefallenen) und wiederholen von neuem das blutige Spiel. Als einst in einer Winternacht Holzhauer über die Straße gehen wollten,

sahen sie die Geisterschlacht. Ganze Scharen von Bewaffneten zu Roß und zu Fuß kämpften in wildem Streite, daß dumpf der Boden davon dröhnte. Da ergriff sie Schrecken und Angst. Sie warfen ihre Äxte weg und eilten zu ihrer heimischen Hütte zurück. Als sie am andern Morgen wiederkamen und ihre Äxte suchen wollten, sahen sie nichts als ihre eigenen Fußtritte im Schnee.

11. Wie die Ziegen nach Hessen gekommen sind.

In den Dörfern und kleinen Städten bei uns halten sich die Leute, welche keine Kuh füttern können, anstatt dieser eine oder mehrere Ziegen. In alten, alten Zeiten gab es aber diese nützlichen Haustiere noch nicht in unserm lieben Hessenlande. Damals war nämlich das ganze Land mit großen Waldungen bedeckt, und darin hauste eine Menge Wölfe. Wenn nun eine Ziegenfamilie in das Land dringen und sich darin ansiedeln wollte, wurde sie von den wilden Tieren zerrissen. Endlich sind die Ziegen aber doch ins Land hineingekommen, und das ist also zugegangen:

Eines Tages zog ein schwaches Zicklein auf dem Wege nach Hessen dahin. Kaum hatte es die hessische Grenze überschritten und war in den dichten düstern Wald gekommen, als ihm ein großer Wolf wütend entgegensprang und es zerreißen wollte. Vor Schreck und Angst fiel das arme Zicklein, als es die langen Zähne in dem weiten Rachen des Wolfes sah, in die Kniee, und mit zitternder Stimme sprach es: „Meine Mutter kommt auch noch". Da dachte der Wolf: „Du willst dir den Appetit nicht verderben; die Mutter ist ein besserer Fraß für deinen hungrigen Magen, du willst die verschlingen". Er ließ das Zicklein in Frieden ziehen und wartete auf die Ziegenmutter.

Bald darauf kam diese auch wirklich, und der Wolf wollte sogleich über sie herfallen und sie verzehren. Da rief die Ziege in ihrer Angst: „Ach, mein Mann kommt auch noch!“ „Halt!“ dachte da der Wolf, „der Mann ist größer und ein besserer Fraß für dich; willst warten mit der Mahlzeit, bis der kommt“.

Endlich kam auch der Ziegenbock angezogen. Dem Wolfe lachte das Herz im Leibe, als er den stattlichen Gesellen erblickte. Schon machte er sich zum Sprunge bereit, um ihn bei der Kehle zu fassen. Da sieht er die langen Hörner auf dem Kopfe des Ziegenbocks. Er stutzt und spricht zum Bock: „Sage mir doch, was für große Zacken trägst du da auf dem Kopfe?“ „Ei ja“, versetzt der Bock, „die Zacken sind ein Paar Pistolen“. „So!“ sagt der Wolf ein wenig betroffen. In demselben Augenblick reibt der Bock, wie es die Tiere seinesgleichen wohl zu thun pflegen, das linke Horn an den Weichen. Da glaubt der Wolf, er lade, und ergreift schleunigst die Flucht.

So hatte der schlaue Ziegenbock den sonst so klugen Wolf überlistet, und die erste Ziegenfamilie kam glücklich ins Hessenland. Hier hat sich ihr Geschlecht so vermehrt, daß man jetzt bei uns fast mehr Ziegen antrifft, als in irgend einem andern Teile unsers Vaterlandes und viele nach andern Ländern verkauft werden können. Die Wölfe aber haben aus Hessen weichen müssen, und keins dieser gefräßigen Raubtiere holt mehr nachts eine Ziege aus dem Stalle oder sogar am Tage von der Weide.

12. Gründung von Neustadt und Junker Hansens Turm.

Neustadt wurde gegründet von dem Grafen Ludwig von Ziegenhain, der hier auch ein Schloß erbaute. Landgraf Heinrich III. von Oberhessen gab die Stadt als Pfand-

lehen an seinen Hofmeister Hans von Dörnberg. Der besaß hier noch mehrere Lehngüter und baute neben das Schloß einen mächtigen Turm, der noch heute steht und Junker Hansens Turm genannt wird. Die Sage aber erzählt folgendes:

Junker Hans war ein Hexenmeister. Er hatte seine Seele dem Teufel verschrieben. Dafür mußte ihm bei Lebzeiten der Teufel dienen. Er hatte auf dem Hainberg südlich von Neustadt ein Schloß, die Nellenburg. Nahe dabei lagen fünf Dörfer, die gehörten ihm auch. Vier von diesen Dörfern standen auf hohem trockenen Boden, das fünfte und größte Dorf aber lag im Bruche (Sumpf). Junker Hans wollte jedoch eine Stadt haben. Deshalb befahl er dem Teufel, die vier Dörfer von dem guten Boden in den Bruch zu tragen. Das geschah denn auch, und so ist Neustadt entstanden.

In der neuen Stadt mußte der Teufel starke Pfähle in den Sumpf rammeln. Darauf baute Junker Hans einen hohen dicken Turm und wohnte darin auf einem Stübchen. Dieses Stübchen ließ er von niemand betreten. Auch Roß und Wagen hatte er hoch oben im Turme, und er ritt oder fuhr immer nur auswendig das Gemäuer hinab. Wollte er zurück, so brauchte er bloß die Hufeisen mit den Stollen nach vorne aufzulegen. Dann kletterte sein Roß sicher und leicht den Turm hinan. Wenn er über Land fuhr, so zog er ein Rad von der Kutsche ab. Denn der Teufel mußte neben herlaufen und den vierten Achsschenkel halten. Zugleich aber mußte er den Weg vorm Wagen pflastern und die Steine dazu hinter dem Wagen wieder ausbrechen. Das ward jedoch selbst dem Teufel allzu sauer und beschwerlich. Darum wollte er dem Hexenmeister gar gern die Verschreibung zurückgeben und seine Seele gar nicht haben. Dann wäre er ihn doch bei Lebzeiten los gewesen. Junker Hans aber ging darauf nicht ein.

13. Heinz von Lüder.

Die Stadt Ziegenhain war früher eine starke Festung, denn sie war rings mit dicken Mauern, hohen Wällen und breiten Wassergräben umschlossen. Darum sagt man noch jetzt in Hessen, wenn man etwas Sicheres bezeichnen will: „So fest wie Ziegenhain!“ Landgraf Philipp der Großmütige befestigte die Stadt noch stärker. Kaiser Karl V. ließ den Landgrafen im Jahre 1547 gefangen nehmen. Dann schickte er einen Feldherrn nebst 100 geharnischten Reitern nach Hessen mit dem Befehl, alle Festungen des Landes zu schleifen. Die Mauern und Wälle der Hauptstadt Kassel wurden nun zerstört und die Kanonen nach Frankfurt am Main gebracht. Dasselbe geschah mit Spangenberg. Hierauf kam der kaiserliche Gesandte auch vor Ziegenhain und verlangte, ihn einzulassen. Der Befehlshaber der Stadt, Heinz von Lüder, weigerte sich aber, die Feste zu übergeben. Er sagte: „Der freie Landgraf hat mir diese Festung anvertraut, und dem freien Landgrafen werde ich sie überantworten.“ Er ließ ihn nicht ein, und die Festung war gerettet. Heinz hatte auch ganz recht gehandelt, denn es war ausgemacht worden, Ziegenhain sollte dem Landgrafen erhalten werden.

Als der Landgraf fünf Jahre lang in der Gefangenschaft gesessen hatte, kam er wieder frei. Doch mußte er dem Kaiser das Versprechen geben, den ungehorsamen Heinz von Lüder hängen zu lassen. Der edle Fürst that auch so, als ob er den kaiserlichen Befehl erfülle. Er hing dem braven Heinz eine große goldene Kette um den Hals und ließ ihn daran ein wenig in die Höhe ziehen. Dann aber schenkte er ihm die Kette zur Belohnung für seine Tapferkeit und Treue.

15. Junker Hans von der Schwalm.

Der hessische Landgraf Karl machte einmal Jagd in den Wäldern des Schwalmgrundes. Dabei kam er von seinen Leuten ab und verirrte sich. Es wurde finster, und er konnte den Weg nach seinem Schlosse Ziegenhain nicht finden. Da traf er zum Glück einen jungen Bauern, Hans Hoose aus dem kleinen, aber reichen Dorfe Leimbach. Der nahm ihn mit auf seinen Hof, bewirtete ihn mit Speise und Trank und brachte ihn auf den rechten Weg. Als nun Hans bald darauf Hochzeit hielt, lud er auch den Fürsten dazu ein. Karl versprach, er wollte kommen und auch die Landgräfin mitbringen. Und er hielt redlich Wort, als der Hochzeitstag kam. Da ging es hoch her in Leimbach. Es wurde das Feinste gegessen und getrunken, es wurde gesungen, getanzt und gesprungen. Man tanzte auch den „Schwälmer" und den Siebensprung. Hans war überglücklich, und in seinem Glücke bat er sich vom Landgrafen die Ehre aus, auch mit der Landgräfin einmal tanzen zu dürfen. Nun war aber gerade ein Tanz an der Reihe, bei dem nach altem Brauch der Tänzer in Ehren seine Tänzerin küssen darf. Der Landgraf erlaubte die Bitte, Hans sollte aber für die große Ehre bis zu einem bestimmten Tage eine Metze Dukaten zahlen. Hans war damit einverstanden, führte die Landgräfin zum Tanze und küßte dabei auch seine Tänzerin.

Der Landgraf wartete nun von einem Tag zum andern auf Hans, aber der kam nicht. Erst am letzten Tage der festgesetzten Frist erschien er im Schlosse zu Kassel und holte aus der Tasche ein kleines silbernes Gemäß, das aber im Umfang nicht größer als ein Dukaten und mit Goldstücken gefüllt war. Das überreichte er dem Fürsten mit den Worten: „Hier bringe ich die versprochene Metze voll Dukaten.

Dukatenmetzen sind freilich nicht so groß als die, mit denen wir Bauern den Weizen messen". Der Landgraf mußte herzlich lachen über die Bauernlist und reichte Hans die Hand. Er gewann den wackern Bauern immer mehr lieb und lud ihn sogar zu seinen Hofmusiken ein. Hans aber meinte, er habe daheim eine viel schönere Hofmusik und wolle das dem Landgrafen beweisen. Als Karl nun einst wieder nach Leimbach kam, ließ der schlaue Hans alle Stallthüren öffnen. Da erhoben seine vielen Kühe, Kälber, Pferde und Schweine ein wundersames, hundertstimmiges Konzert, und Hans rieb sich vergnüglich die Hände und sagte: „Das ist meine Hofmusik".

Der Landgraf Karl und der Bauer Hans Hoose blieben immer gute Freunde. Karl besuchte Hans fast jedes Jahr und brachte auch oft seine Gemahlin mit. Ein Hauptvergnügen war es den hohen Herrschaften, den Kirmessen der Schwälmer beizuwohnen und den lustigen Tänzen zuzusehen. Zuletzt machte der Fürst seinen bäuerlichen Freund sogar zu einem adligen Herrn und nannte ihn „Junker Hans".

15. Die weiße Frau zu Homberg.

Die Stadt Homberg wurde einst hart belagert, und unter den Bürgern befanden sich sogar etliche, die hielten es mit dem Feinde. Auch der Türmer auf dem Schloßberge gehörte zu den Verrätern. Er konnte von seiner hohen Wohnung aus die Bewegungen der Belagerer am besten beobachten, und er hätte es müssen der Stadt anzeigen, wenn Gefahr drohte. Aber er hatte sich bestechen lassen: die Feinde hatten ihm Geld gegeben, und dafür wollte er schweigen. Als nun die Feinde in einer Nacht die Mauern der Stadt stürmen wollten, unterließ der

Türmer das Blasen mit dem Horn, und die Stadt wäre verloren gewesen, wenn nicht die Magd des Türmers die Absicht des Feindes gemerkt hätte. Sie stieß ins Wächterhorn und weckte dadurch die Bürger aus dem Schlafe. Sie konnte aber nur auf der einen Seite des Schloßturmes ihren Ruf erschallen lassen, denn die drei andern Seiten hatte der Wächter verschlossen. Die Bürger vertrieben die Feinde, und die Stadt war gerettet. Der böse Türmer stürzte voll Zorn die treue Magd in den tiefen Schloßbrunnen hinab. Seit dieser Zeit erschien alle sieben Jahre auf dem Schloß eine weiße Frau, und der Türmer durfte nur auf drei Seiten die Stunde abrufen. Hätte er es gewagt, auch auf der vierten Seite zu blasen, dann hätte ihm die weiße Frau den Hals umgedreht. Die weiße Frau haust noch heute auf dem Homberger Schloßberge, von dem Schloß aber sind nur noch Trümmer vorhanden.

16. Der Verrat der weißen Jungfrau zu Homberg.

Im Sommer des Jahres 1636 erschien der kaiserliche General Götz mit einem großen Heere vor der Stadt Homberg und erstürmte sie. Ein Teil der Bürger flüchtete in das Schloß, das von den tapfern Hessen verteidigt wurde. Vergeblich beschoß Götz das Schloß. Dann führte er seine Truppen zum Sturme. Aber er wurde zurückgeschlagen, und 600 von den Seinigen blieben tot. Zornig zog er in die Ebene nach Zennern. Hier wollte er günstigere Gelegenheit abwarten. Da erschien ihm in einer Nacht die weiße Jungfrau und verkündete ihm, auf dem Schlosse herrsche Wassermangel. Eine Magd sei in den Brunnen gefallen, und niemand könne das verunreinigte Wasser trinken. Die Besatzung hole darum ihr Wasser außerhalb der Schloßmauern aus einem Brunnen, der am nördlichen Abhang

des Schloßberges hervorquelle. Wenn ihr auch dieser Brunnen verlegt werde, so müsse sie sich ergeben. — Alsbald brach der kaiserliche General wieder gegen Homberg auf, und er fand es, wie ihm verkündigt worden war. Da ließ er den Brunnen am Schloßberge mit totem Vieh zuwerfen, und der Besatzung blieb nun nichts übrig, als dem Feinde sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben.

17. Die weiße Jungfrau im Heiligenberge.

Unglaublich groß sind die Schätze, die tief im Innern des Heiligenberges verborgen liegen. Wer sie besäße, würde der reichste Mann der Erde sein. Aber es hat noch kein Sterblicher die Schlüssel zu diesen Schätzen gefunden. Nur einmal sind sie jemand geboten worden. Der war aber thöricht genug, sie nicht zu nehmen. Dieser Mensch war ein Schäfer aus Gensungen. Der trieb einst an einem schönen Sommertage seine Herde den Berg hinauf. Da erschien ihm plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, eine Jungfrau in einem langen weißen Gewand und gab ihm ein Zeichen, daß er ihr folgen solle. Bange schritt er hinter der seltsamen Erscheinung her. Es öffnete sich vor ihnen eine Thür, und sie traten in einen langen Gang. Dem Schäfer wurde ganz unheimlich zu Mut. Da drehte sich die Jungfrau nach ihm um und deutete stillschweigend auf einen Strauß Schlüsselblumen, den sollte er an sich nehmen. Aber der Furchtsame hatte sich schon umgewendet und wollte fliehen. Mit wenigen langen Sätzen war er zur Thür hinaus, die mit lautem Krachen hinter ihm zuschlug. In demselben Augenblick hörte der Schäfer drinnen einen entsetzlichen Schrei, der ihm Mark und Bein durchdrang. Dann war es wieder so still und einsam am Berge wie vordem, und der Schäfer sah weder

die Jungfrau noch die Thür, durch die sie gegangen, jemals wieder. Der Blumenstrauß war der Schlüssel zu den Schätzen. Hätte er ihn genommen, so wären all die goldgefüllten Kammern des Berges vor ihm aufgegangen, ihr Reichtum wäre sein und die Jungfrau erlöst gewesen.

18. Der Liebenbach zu Spangenberg.

Die Stadt Spangenberg erhält ihr Trinkwasser durch einen Bach, der auf dem gegenüber liegenden Berge entspringt. Dieser Bach war aber nicht immer da, und die Spangenberger litten großen Wassermangel. Damals lebten in der Stadt ein Jüngling und eine Jungfrau. Beide hatten sich von Herzen lieb und wollten sich gern heiraten. Die Eltern waren es jedoch nicht zufrieden. Endlich gaben sie nach und sagten: „Wenn ihr die gute, frische Quelle oben vom Berge ganz allein herüberleitet in die Stadt, daß wir Wasser bekommen, dann sollt ihr euch haben." Da fingen beide an, ein Bett für den Bach zu graben, und arbeiteten ohne Unterlaß und Verdruß. So haben sie vierzig Jahre lang gegraben. Als sie aber fertig waren, starben sie beide in demselben Augenblick. Der Bach aber heißt noch heute der Liebenbach, — wegen der Liebe und Treue der beiden.

19. Engel beschützen die St. Peterskirche zu Fritzlar.

Kaiser Karl der Große mußte mit den heidnischen Sachsen einen langen Krieg führen, der über 30 Jahre währte. Oft besiegte er sie, und so lange er in ihrem Lande weilte, waren sie ruhig. Wenn er aber fortgezogen war, wurden sie wieder untreu. Im Jahre 773 fielen die Sachsen in Hessen ein und brannten und sengten weit hin.

Sie kamen auch nach Fritzlar. Die Einwohner der Stadt flohen mit ihrer Habe auf den nahen Büraberg, der sehr fest war und den die Feinde nicht einnehmen konnten. Fritzlar aber wurde von ihnen genommen und in Brand gesteckt. Sie unterstanden sich auch, die St. Peterskirche anzuzünden. Die hatte der heilige Bonifatius gegründet, und der heilige Gottesmann hatte geweissaget, sie solle niemals durch Feuer zerstöret werden. Als nun die heidnischen Sachsen das Heiligtum anzünden wollten, da erschienen etlichen aus ihnen zwei Jünglinge in weißen Kleidern. Die haben die Kirche vor dem Feuer beschirmet, und durch göttliche Schickung ist ein Schrecken unter die Feinde gefahren, daß sie alle davon geflohen sind. Danach ist bei der Kirche einer der Sachsen tot gefunden worden. Der lag auf seinen Knieen und hatte in den Händen Holz und Feuer, das er mit dem Munde anblies, um die Kirche zu verbrennen.

20. Bonifatius rettet Fritzlar.

Im siebenjährigen Kriege lagen einmal die Franzosen in Fritzlar. Da erschien der Feind vor der Stadt und beschoß sie sehr heftig. Alle Bürger klagten und jammerten laut. Plötzlich aber hieß es, Bonifatius sei wiedergekommen, um seine Stadt aus ihrer Bedrängnis zu retten. Alle strömten dem Hadamarer Thore zu und sahen dort den Heiligen auf der Mauer stehen. Er hielt ein großes weißes Tuch in den Händen und fing damit die Kugeln der Feinde auf. Die Kugeln prallten auf die Feinde zurück und töteten sie. Von der Stadt her wurde aber auch nicht eine Muskete abgeschossen. Da ergriff die feindlichen Krieger Angst und Schrecken, und sie machten, daß sie fortkamen. Alsbald war auch Bonifatius wieder von der Mauer verschwunden.

21. Eckbert von Grifte.

Im Jahre 1370, als Landgraf Heinrich und mit ihm Hermann regierte, fiel der Erzbischof Gerlach von Mainz mit einem Heere in Hessen ein. Zuerst wollte er die Stadt Gudensberg erobern. Hier befanden sich zwei Schlösser, die Wenigenburg und die Obernburg. Die Wenigenburg wurde ihm bald übergeben. Die Obernburg aber wurde von Eckbert von Grifte tapfer verteidigt. Die Feinde stürmten oft gegen die Burg an und forderten Eckbert auf, sie zu übergeben. Eckbert aber schlug die Feinde immer wieder zurück und verweigerte die Übergabe der Burg. Viel Blut wurde vergossen. Endlich kam Hermanns Gemahlin Johanna selbst vor die Burg und forderte zur Übergabe derselben auf. Aber der wackere Hauptmann gab ihr zur Antwort: „Gnädige Frau, hebt euch hinweg alsobald, oder ich werde auf euch einwerfen als auf den Feind. Und käme mein gnädiger Herr selbst, er sollte in dieser Not nicht herauf. Ich getraue zu Gott, dieses Schloß meinem Herrn wohl zu erhalten, bis es Friede wird. Alsdann will ich es wie ein Biedermann und nicht eher verlassen." So sprach der tapfere, biedere Kriegsmann. Der Erzbischof aber, durch solchen Mut erschreckt, zog mit seinem Heere wieder ab. Im Jahre 1387 hat der tapfere Eckbert dieselbe Stadt gegen andere Feinde ebenso mutig verteidigt. Für diese Treue und Tapferkeit gab ihm sein Herr die Burg Falkenstein im Langenberg, von der aber jetzt nur noch Spuren vorhanden sind.

22. Metze und Maden.

Bei Gudensberg lag früher die uralte Hauptstadt der Chatten. Sie hieß Matziachi, später Metzach, und war befestigt. Wahrscheinlich lag sie zwischen den Dörfern

Ober- und Niedervorschütz. Beide Dörfer waren schützende Warten, daher ihr Name. Befestigt waren auch wohl die Höhen ringsum, die Wuedensberge, auf denen der Gott Wodan verehrt wurde. Im Jahre 15 nach Christi Geburt wurde Matziachi von den Römern erstürmt und verbrannt. Aber die Feinde mußten bald das Land wieder verlassen. Denn unsere Vorfahren waren gewaltige Helden. Bei der Zerstörung der Stadt waren wohl die meisten Bewohner umgekommen. Die übrig gebliebenen bauten sich wohl von neuem da an, wo jetzt das Dorf Metze liegt. Die Sage berichtet nämlich folgendes:

Metze war vor uralten Zeiten eine große, herrliche Stadt. Aber durch ein Weib, das vorher ihren Mann ermordet hatte, wurde der Ort an die Feinde verraten und zerstört. Nur zwei Häuser blieben übrig. Das Weib liegt dafür in ewigem Banne, und zuzeiten sieht man sie im Bach stehen, der durchs Dorf hinfließt. Sie ist eine hohe weiße Gestalt, plätschert dort im Wasser und verfolgt die Zuschauenden. Doch kann sie nicht weiter kommen, als ihr Eigentum gegangen war. Man nennt sie die Windelswäscherin.

Nicht weit von der alten Hauptstadt wurde auch der Landtag gehalten. Dort versammelte sich das Volk; aus allen sechs hessischen Stämmen erschienen Abgesandte; dann wurde beraten über Krieg und Frieden, und es wurde Gericht gehalten. Das nannte man „maden". Daher hat das Dorf Maden, der Mader Stein und die Mader Haide den Namen bekommen.

Dort liegen auch die sechs Dörfer, von denen der sonderbare Spruch geht:

Dissen, Deute, Halldorf, Ritte, Baune, Besse,
das sind der Hessen Dörfer alle sesse.

23. Der Scharfenstein.

Am Scharfenstein war in alten Zeiten eine Schlacht zwischen den Römern und den alten Deutschen. Die Römer wurden geschlagen und von allen Seiten eingeschlossen. Da fiel ihr Anführer zur Erde nieder und bat den römischen Kriegsgott, sie zu retten. Und sogleich öffnete sich der Berg, ließ die Römer hinein und schloß sich wieder hinter ihnen. Seit jener Zeit sitzen sie im Scharfenstein. Um Mitternacht aber wird es im Berge lebendig. Der Berg thut sich auf, die Römer ziehen als Leichen heraus, stellen sich in lange Reihen auf und wandern gen Süden, um in ihr Vaterland zurückzukehren. Aber es gelingt ihnen nicht. Beim ersten Hahnenschrei zieht der lange Zug wieder zurück. Der Scharfenstein teilt sich auseinander und nimmt die Fremdlinge wieder auf in seinen Schoß. Das wiederholt sich jede Nacht.

24. Kaiser Karl im Odenberg.

Als Kaiser Karl der Große mit den Sachsen Krieg führte, wurde eines Tages in der Nähe des Odenberges eine heiße Schlacht geschlagen. Das Blut floß in Strömen und riß tiefe Furchen in den Erdboden. Kaiser Karl aber verlor und mußte fliehen, denn die Zahl der Feinde war sehr groß. Die Feinde waren dicht hinter ihm, und er konnte sich nicht mehr retten. Da rief er in seiner tiefen Not den Christengott um Hilfe an. Und siehe, da that sich plötzlich der Berg auf und ließ ihn ein mit seinen Scharen. Und seitdem sitzt nun der Kaiser Karl mit allen seinen Kriegern im Odenberge. Er braucht darin aber keine Not zu leiden. Denn in dem Berge wächst Korn und Obst für seine Mannen und Futter für die Rosse in

reicher Menge, und die Kammern liegen voll Hafers, den die Troßknechte sorgsam geschwenkt und gereinigt haben. Alle sieben Jahre verläßt der Kaiser in der Geisterstunde den Berg mit seinem Heere. Da hört man weit und breit das Wiehern und den Hufschlag der Pferde, das Klirren der Waffen und den Schall der Kriegshörner. Aber nur die Sonntagskinder, die zwischen der Morgen- und Nachmittagskirche geboren sind, sehen den langen Zug der blutigen alten Krieger, die ganz mit Wunden und Narben bedeckt sind. Einem fehlt ein Arm, einem andern ein Bein, und wieder einer hat einen Totenkopf. Nun geht es nach dem Glisborn, wo die Rosse getränkt werden. Da hält der Kaiser, umgeben von seinen Feldherren, eine nächtliche Heerschau ab. Zahllose Helme und blanke Waffen flimmern im Mondenlicht. Dann zieht die Schar wieder zurück nach dem Odenberge. Ehe die Mitternachtsstunde schlägt, ist der lange Zug zurückgekehrt, und der Berg schließt sich wieder hinter dem Kaiser und seinen Mannen. Wenn in jener Nacht ein Reiter am Odenberg vorbeizieht, so muß er sich in acht nehmen, daß er nicht in den Geisterzug hineingerät, sonst geht es ihm wie jenem Müller. Der hatte sieben Jahre lang mit dem Heere im Berge aushalten müssen, und bei seiner Heimkehr meinte er, er wäre nur eine Nacht fort gewesen. —

Ist der Kaiser mit seinem Heere verschwunden, dann ist es wieder still auf dem Odenberge. Seinen kahlen Rücken umfliegen die Raben, und so lange dies geschieht, muß auch der Kaiser immer wieder sieben Jahre im Berge bleiben. Zuweilen hat ein Pferd am Fuße desselben plötzlich einen Haufen des schönsten Hafers gefunden, der ist aus einer Spalte des Berges herausgeworfen worden. Auch kommt es vor, daß die Kinder von Gudensberg, wenn sie Erdbeeren dort suchen, auf einmal den Boden

schüttern fühlen. Dann fliehen sie schnell nach der Stadt und rufen ängstlich: „Der Quintes kommt, der Quintes kommt!“ Damit meinen sie den Kaiser Karl.

Vor einigen Jahren gingen auch mehrere Kinder auf den Odenberg, um Beeren zu suchen. Fröhlich durchstreiften sie die Gebüsche. Allein mit einem Male stand ein hoher geharnischter Ritter vor ihnen mit einem langen Pallasch (Säbel) und einem prächtigen Federhut. Die Kinder wußten vor Angst nicht, was sie anfangen sollten, krochen hierhin und dorthin und kamen spät abends erst wieder nach Hause. Sie erzählten den Eltern viel von der Erscheinung. Aber was diese zu bedeuten habe und wer es gewesen, wußten sie nicht zu sagen.

25. Das durstende Heer.

Einst befand sich Karl der Große mit seinem Heere in der Gegend von Gudensberg. Es war ein heißer Sommertag. Die Krieger schmachteten vor Durst, und weit und breit war kein Wasser zu finden. Der Kaiser saß auf einem schneeweißen Schimmel und rief aus: „Finden wir kein Wasser hier, so muß ich vergehen samt meinem Volke.“ Da spornte er sein Pferd, daß es mit dem Hufe heftig auf den Boden trat und einen Stein aus dem Felsen schlug. Aus der Öffnung sprudelte mächtig eine Quelle hervor, und das ganze Heer konnte trinken. Die Quelle heißt noch heute der Glisborn, weil ihr Wasser glänzet und gleißet, und liegt an der Morgenseite des Odenberges. Ihr Wasser ist ganz hell und klar und soll ohne Seife rein waschen. Darum kommen aus vielen Örtern der Umgegend die Weiber, um hier ihr Weißzeug zu waschen. Der Stein, den des Kaisers Roß von dem Felsen losgetreten, ist auch noch da und in die Gudensberger Kirchhofsmauer eingesetzt. Auch sieht man noch jetzt den Huftritt darin.

26. Der Hirt am Odenberge.

Einst hütete ein Hirt Schweine am Odenberg. In seiner Herde befand sich ein ganz abgemagertes Tier, bei dem schon lange kein Futter mehr anschlagen wollte. Dieses Tier entfernte sich seit einiger Zeit an jedem Mittag von den übrigen und kehrte erst spät zurück, wurde jedoch mit jedem Tage fetter, worüber der Hirt sich sehr verwunderte. Er paßte nun dem Tiere auf und bemerkte, daß es seinen Lauf den Berg hinauf nahm. Eines Tages folgte er ihm und fand oben auf dem Berge eine wunderschöne Blume, wie er noch nie eine gesehen hatte. Hoch erfreut pflückte er die Blume ab und steckte sie an seinen Hut. Da sah er vor sich in der Bergeswand eine eiserne Thür. Neugierig machte er dieselbe auf, trat hinein und befand sich in einem weiten Gewölbe. Darin fand er sein Schwein, das fraß an dem Hafer, der allda in hohen Haufen aufgetürmt lag. Alsbald erblickte er eine zweite Thür, öffnete sie und kam in ein zweites Gewölbe. Aber sein Erstaunen war jetzt noch größer als vorher. Denn das ganze Gemach war mit goldenen und silbernen Münzen angefüllt, und alles um ihn her glänzte und glitzerte.

Lange wußte der Hirt nicht, was er thun sollte. Endlich faßte er sich ein Herz, nahm seinen Hut ab, beugte sich nieder, füllte schnell alle Taschen voll blanker Geldstücke und ergriff so viel, als er nur tragen konnte. Dann kehrte er eilends um, dachte aber nicht an seinen Hut. Da rief eine Stimme hinter ihm her: „Vergiß das Beste nicht!" Aber er verstand nicht, was die Worte bedeuten sollten, und machte, daß er fortkam. Kaum war er durch die äußere Thür getreten, da schlug dieselbe mit solcher Gewalt hinter ihm zu, daß sie ihm beinahe die Ferse abgeschlagen hätte. Und sogleich war alles verschwunden. Jetzt erst

merkte der Hirt, daß er seinen Hut mit der Wunderblume im Berge liegen gelassen habe und daß die schöne Blume der Schlüssel zum Berge wäre.

27. Ein Schmied sieht in den Odenberg.

Ein Schmied suchte am Odenberg nach einem Weißdorn zum Hammerstiel. Plötzlich entdeckte er im Berge ein Loch, das er vorher noch nie gesehen hatte. Er trat hinein und befand sich in einer neuen Wunderwelt. Starke Männer kegelten da mit eisernen Kugeln. Der Schmied schaute ihnen zu, und sie forderten ihn auf, mitzuspielen. Er aber sagte, die eisernen Kugeln wären ihm zu schwer. Die Männer blieben aber freundlich und meinten, er solle sich ein Geschenk wählen. Der Schmied bat um eine der Kugeln, trug sie heim und legte sie unter sein Eisengerät. Als er nun später die Kugel verschmieden wollte und sie rot geglüht hatte, zersprang sie auf dem Amboß in Stücke, und jedes Stück war eitel Gold. Er ging noch oft hin nach dem Berge, die Öffnung aber konnte er nicht wiederfinden. Jenes Mal hatte er gerade den Tag getroffen, an dem der Berg den Menschen offen steht. Für Sonntagskinder soll er an gewissen Tagen des Jahres geöffnet sein; Sonntagskinder sind zwischen der Morgens- und Nachmittagskirche geboren. Sie erblicken im Berge einen Mann mit einem langen Bart und einem Metallbecher in der Hand. Der Mann giebt ihnen allerlei Geschenke.

28. Schloß Schauenburg am Habichtswalde.

Im südlichen Habichtswalde ragt ein spitzer, steiler Berg hervor, der die Trümmer des Schlosses Schauenburg trägt. Wann und durch wen die stolze Veste

gegründet wurde, weiß man nicht. Es wird nur erzählt, 600 Schimmel hätten sich bei ihrer Erbauung zu Tode ziehen müssen. In früherer Zeit war die Schauenburg ein Sitz hessischer Gaugrafen. Nachher wurde sie vom Geschlecht derer von Dalwigk bewohnt. Auch ist nicht bekannt, wann und von wem sie zerstört worden ist. Die Sage nennt die Schweden; die können es aber nicht gewesen sein, weil sie Freunde der Niederhessen waren. Als der Feind das Schloß eine Zeit lang belagert hatte, mußte es sich ergeben. Die Burgfrau bat den Feind um Gnade, und es wurde ihr erlaubt, für sich soviel zu retten, als sie auf dreimal tragen könnte. Da war die erste Tracht eine Köze voll Sachen und Geldes, die zweite alle wichtigen Schriften, die dritte und edelste ihr Ehemann. — Im nahen Dorfe Hof haben dann beide Gatten sich wieder angebaut. Ihre Wohnung heißt noch heute die Burg. Daneben befindet sich ein Keller. Darin steht ein großer Kasten voll Gold und Silber. Der Teufel in Gestalt eines Hundes bewacht den Schatz.

29. Die Weidelsburg und die hessische Weibertreue.

1. Auf der Weidelsburg bei Naumburg wohnte in sehr alter Zeit ein Riese. Der hatte zwei Brüder. Der eine von ihnen wohnte im Schlosse auf dem Riedensteiner Kopf, der andere im Schlosse auf dem Falkenstein. Zum Zeitvertreib oder in Zeiten der Not unterhielten sie sich durch große Sprachrohre.

2. Später lebte auf der Weidelsberger Burg der Ritter Reinhard von Dalwigk. Er war um eines Hauptes länger, als gewöhnlich die Männer sind, und ein ebenso kriegslustiger und tapferer wie kluger Herr. Seine vielen Feinde waren oft dicht hinter ihm, aber er wußte ihnen

immer geschickt zu entgehen. Einmal hatten sie ihn auch beinahe. Da ließ er seinem Pferde die Hufeisen verkehrt aufschlagen. Die Feinde konnten ihn nun nicht mehr verfolgen, und er war gerettet. Zuletzt aber, als er es gar zu arg trieb, zog der hessische Landgraf mit einer zahlreichen Mannschaft vor seine Burg und belagerte ihn darin. Bald waren die Vorräte in der Burg verzehrt, und Reinhard hielt sich für verloren. Da rettete ihn die Klugheit seiner treuen Gattin Agnes. Sie erbot sich, vor dem Landgrafen einen Fußfall zu thun und um Gnade für ihren Gemahl zu bitten. Mit dem schönsten Schmuck angethan, erschien die Edelfrau in dem Lager des Landgrafen. Der aber war sehr zornig und schwur, alle Bewohner der Burg sollten sterben oder in die Gefangenschaft geführt werden. Nur die Gemahlin des Ritters samt ihren Mägden sollte frei abziehen. Auch dürften sie ihre besten Schätze auf dem Rücken mit forttragen. Hocherfreut eilte Agnes in die Burg zurück, gab ihren Dienerinnen die schönsten Kleider und andere Kostbarkeiten zu tragen, sie selbst aber nahm ihren Mann auf den Rücken, und so zogen sie zum Burgthore hinaus. Der Landgraf mußte herzlich lachen über den sonderbaren Zug. Einige seiner Diener aber meinten, er möge das nicht dulden; so wäre es ja nicht gemeint gewesen. Der wackere Landgraf aber sagte: „Was ich versprochen habe, das halte ich auch! Ich wollte nur, in meinem ganzen Lande wäre des Weibes bester Schatz der Mann, nicht aber prachtvolle Kleider und Edelsteine.“ Und er ließ sie ziehen in Frieden.

30. Der Name von Wolfhagen.

Wo jetzt die Stadt Wolfhagen liegt, befand sich in alten Zeiten ein Wald oder ein Hagen. Einst kamen Leute dahin, um sich daselbst anzubauen. Da sahen sie aus dem

Walde einen großen Wolf hervorspringen. An der Stelle fingen sie an, ihre Häuser zu bauen, und sie nannten den neuen Ort nach dem Wolfe Wolfhagen. Noch jetzt führt die Stadt den Wolf in ihrem Wappen.

31. Die Schätze der Schartenburg.

Bei Zierenberg im Kreise Wolfhagen liegen auf einem steilen Berge die Reste der Schartenburg. Dieselben bestehen aus zusammengestürzten Mauern und einem runden Turme. In diesem Turme sollen noch große Schätze verborgen liegen; denn es ist bis jetzt noch niemand geglückt, sie zu heben. Einst versuchten dies drei Männer aus Zierenberg. Die hatten während des dreißigjährigen Krieges all ihr Hab und Gut verloren und dachten sich nun aus der Not zu helfen. Sie gingen also eines Tages hin nach der Schartenburg und machten sich ans Werk. Es befand sich aber drei bis vier Manneslängen über der Erde ein großes Loch in der dicken Wand des Turmes. Durch das mußten sie hindurch, wenn sie die Schätze heben wollten, die in dem Turme lagen. Sie hieben darum zwei Bäume ab, banden eine Leiter daraus zurecht und losten alsdann, wer von ihnen sich zuerst in den Turm hinablassen sollte. Das Los traf gerade den, der am meisten verloren und auch den meisten Mut hatte. Dieser band sich schnell einen Strick um den Leib, an dem er sich hinablassen wollte, stieg die Leiter hinan und setzte sich oben in dem Loch rücklings auf das Mauerwerk. Von da aus wollte er erst sehen, wie tief es hinab ginge und wie es da unten wohl aussähe. Lange schaute er in die schwarze Finsternis hinunter, horchte, ob sich dort nichts rege und bewege und kehrte sich dann wieder nach seinen Genossen. „Liebe Nachbarn," rief er ihnen zu und schüttelte

mit dem Kopfe, „und sollte ich all' mein Lebtage ein armer Tagelöhner bleiben, so steige ich nicht in den Turm!" und ließ sich an der Leine wieder hinab. Den andern beiden war nun auch der Mut vergangen, und alle drei kehrten unverrichteter Dinge nach Zierenberg zurück. Der Schatz aber soll noch im Turme liegen und kann noch einmal einen zum glücklichen Manne machen.

32. Der Name von Liebenau.

Das Städtchen Liebenau an der Diemel hieß ursprünglich Marienau oder Mergenau und war eine Festung. Einst weilte der Herr zu Hessen in ihren Mauern. Das erfuhr der Feind, und er kam plötzlich heran und belagerte den Ort, um den Landesherrn gefangen zu nehmen. Die Stadt befand sich in großer Not, und man sandte überall hin Boten aus und ließ um Hilfe bitten. Der Feind aber stürmte Tag und Nacht. Nur wenige Männer konnten die Stadt verteidigen, und bald waren sie matt und müde. Da stellten sich die Weiber an die Seite ihrer erschöpften Männer und fochten mit. Und die Alten, die keine Waffen mehr tragen konnten, machten Öl siedend und gossen dies und glühend heißen Roggenbrei den Stürmenden auf der Leiter über die Köpfe. So wehrten sich die Einwohner tapfer, bis endlich Hilfe nahte. Da mußten die Feinde abziehen. Aus Dankbarkeit für den treuen Liebesdienst der wackeren Weiber wandelte der Fürst den alten Namen des Städtchens um in Liebenau.

33. Der Würfelturm.

Ein Straßenteil in Hofgeismar heißt der Würfelturm. Bis vor etwa 100 Jahren stand nämlich dort in der Stadtmauer ein Turm, der diesen Namen führte, weil

auf seinem viereckigen Unterbaue drei große Würfel an der Erde lagen. Über den Namen dieses Turmes erzählt man folgende Sage:

„Die Stadt Hofgeismar war einst viel größer als jetzt. Da hat sie einmal Krieg mit vielen Herren geführt, die sie in Asche legen wollten. Sie kamen mit ihren Leuten, bedeckten die ganze Feldmark, legten sich vor die verschlossenen Thore und um die Mauer und ließen niemand aus noch ein. Sie hatten auch die Kühe von der Weide geholt, und die Schweine hatten sie weggetrieben und alles Vieh, das mit dem Hirten geht. Die ganze Saat hatten sie abgemäht und streuten die Frucht unter die Pferde. Und zuerst waren sie lecker. Sie schlachteten das Vieh und wollten nichts anderes essen als Fleisch und Schmalz, Würste und Gebratenes mit Salat. Als aber alles verzehrt war, da hatten die vielen Leute vor der Stadt nichts mehr zu essen. Doch in der Stadt war's eben auch nicht besser. Sie mußten darin Hunger leiden und wußten nicht, wovon sie leben sollten. Da war mancher, der drei Stück Kühe gehabt hatte, und nun keins mehr. Die saure Milchsuppe mußten sie dünner kochen, und Fleisch entbehrten sie ganz.

Deshalb wurden sie beiderseits einig, sie wollten zwei Männer, einen aus dem Lager, den anderen aus der Stadt, mit einander würfeln lassen und erwarten, wer den besten Wurf thäte. Der Würfler aus dem Lager warf siebenzehn. Da erschrak der, den sie aus der Stadt geschickt hatten, sehr. Er war außer sich vor Furcht und dachte schon, es wäre alles verloren. Aber werfen mußte er doch, und er warf — achtzehn. Da lachten die Bürger von Geismar die Prahler aus, weil sie so mager abziehen und die Stadt in Frieden lassen mußten.

Dem Bürger aber, der den besten Wurf gethan hatte,

hat man in der Stadt ein Denkmal gesetzt auf dem Turme, bei dem er gewürfelt hatte. Man hat drei große Steine so ausgehauen, wie Würfel sind, hat sie unten auf die Mauer des Turmes gelegt, und darauf sind achtzehn Augen zu sehen gewesen. Davon hat der Turm der Würfelturm geheißen."

34. Krukenburg, Trendelburg, Sababurg und Bramburg.

Auf einem Felsenberge über der Stadt Helmarshausen erheben sich die Trümmer der Krukenburg. Diese Burg wurde vom Erzbischof von Köln nach dem Jahre 1220 angelegt. Es wird aber erzählt, sie sei erbaut worden von einem reichen mächtigen Herrn, dem alles Land ringsumher gehörte und der oben auf der Burg wohnte. Dieser Herr hatte drei Töchter, die hießen Trendela, Saba und Bramba. Trendela aber war sehr zänkisch, stolz und gottlos. Deshalb wollten die beiden andern Schwestern, als der Vater gestorben war, nicht mehr mit ihr zusammen leben. Alle drei verließen die väterliche Burg und bauten sich andere Wohnsitze: Trendela die Trendelburg, Saba die Sababurg und Bramba die Bramburg. Die Bramba war blind, fand aber doch zu Pferd den Weg durch die Weser nach der Bramburg auf dem rechten Stromufer. Ehe die drei Schwestern sich trennten, teilten sie und maßen sich ihr Gold in einer Metze zu. Aber der blinden Bramba wendeten die andern beiden das Gemäß immer um, wenn erst der Boden der Metze bedeckt war. Daher ist es gekommen, daß sie ihr Schloß nicht fertig bauen konnte. Bramba lebte auch ferner in Liebe und Eintracht mit ihrer Schwester Saba. Diese besaß ein mächtiges Sprachrohr, das ihr der Vater beim Abschied geschenkt hatte. Durch dieses Sprachrohr unterhielt sie sich mit der

Schwester. Die böse Trendela aber war den beiden Schwestern feind, und in der Mordkammer bei Wülmersen soll sie Saba getötet haben. Lange nachher zeigte man noch zu Sababurg das große Bett der Saba, ihre Betstube, den Brunnen und den Becher, woraus sie getrunken haben soll. Das Holz an der Bettspanne war fast ganz zerschnitzt. Jeder, der die Burg besuchte, nahm sich von der Bettstelle einen Span zum Zahnstocher mit; denn man glaubte, wenn man mit dem Holze einen kranken Zahn nur berührte, so vergingen sofort die Schmerzen.

35. Trendela versetzt Berge.

Zwischen Trendelburg und Deißel zog sich vormals von der Diemel an eine weite Thalebene westlich hinaus. Der Trendela gefiel dies nicht. Sie sammelte Erde und Steine in ihre Schürze und ging, einen Berg dorthin zu setzen. Unterwegs entglitt ihr aber ein Zipfel der Schürze, und ein Teil der Erde fiel heraus: das ist der Ohmesberg geworden. Sie erfaßte den Zipfel wieder, ging noch eine Strecke fort und schüttete dann den ganzen noch übrigen Inhalt der Schürze auf die Ebene: daraus entstand der Deißelberg.

36. Trendela wird vertrieben.

Einst zog sich ein schreckliches Gewitter über Trendelburg zusammen und stand sieben Tage und sieben Nächte über dem Orte. Die Einwohner der Stadt glaubten, die böse Trendela sei schuld daran, und deshalb beschlossen sie, dieselbe zu vertreiben, dann würde ihnen Gott wieder gnädig sein. Sie führten also die Trendela auf das Feld hinaus und ließen sie allein. Kaum aber stand sie allein da, da schoß eine Wetterwolke auf sie herab und verschlang

die Gottlose. Blitz und Donner ließen alsbald nach, und die Not war vorüber. Die Wolke aber hatte zwei tiefe Löcher in den Erdboden gerissen, welche noch bis auf diesen Tag zu sehen sind und die Wolken- oder Erdborste genannt werden. In dem größeren dieser Löcher befindet sich ein kleiner Teich, und zuweilen läßt sich daselbst eine weiße Jungfrau sehen.

37. Wie Helmarshausen entstanden ist.

Der Erzbischof von Köln legte außer der Krukenburg westlich über der Stadt Helmarshausen auch eine Neustadt an. Dieselbe ging jedoch später wieder ein. Aber noch heute heißt der Berg, auf dem sie stand, der Neustädter Berg. Auch erzählen die Leute noch eine Sage von jenem Stadtteil, die lautet also: In uralter Zeit stand auf einem Berge am Diemelflusse ein Städtchen, Alt-Köln oder Alten Köllen genannt. Drunten am Ufer baute sich ein Fischer, Namens Elmeri, eine Hütte, um allda bequem sein Gewerbe treiben zu können. Der Fischer war ein freundlicher, guter Mann. Die Leute droben im Städtchen kamen zuweilen zu ihm herunter, aßen bei ihm geröstete Fische und tranken köstlichen Met dazu. Da der gute Elmeri nur eine geringe Bezahlung nahm, so stellten sich immer mehr Gäste ein, und die kleine Wirtschaft wurde immer berühmter und Elmeri ein wohlhabender Mann. Das merkten die Leute wohl, und sieben Männer kamen nach einander, bauten ebenfalls Fischerhütten neben die eine, und es ging ihnen auch gut.

Es brach aber ein schwerer Krieg herein. Haufen der Feinde stürmten durchs Land. Auch die streitbaren Männer von Altköln mußten mit in den Krieg ziehen. Da war niemand mehr da, der die Stadt verteidigen konnte, und

die Feinde eroberten und verbrannten sie. Greise, Weiber und Kinder fanden Obdach und Unterhalt bei den mildthätigen Fischern unten am Flusse. Endlich war der Krieg zu Ende, und die Männer kehrten heim als Sieger. Als sie nun die Ihrigen bei Elmeri und den anderen Fischern fanden, da beschlossen sie, hier ebenfalls zu bauen und zu wohnen. Und aus den Trümmern von Alten Köllen schafften sie Steine und Gebälk herab, bauten und nannten den Ort nach seinem Gründer Elmeri Helmarshausen.

38. Der Reinhardswald.

Es lebte einmal ein Graf Reinhard, dem alles Land, alle Dörfer und Städte zwischen der Diemel und dem Weserstrome gehörten. Er war aber ein arger Spieler. Mit andern vornehmen Herren spielte er oft Würfel, hatte aber fast nie Glück im Spiel. Eines Abends spielten sie wieder, und Graf Reinhard hatte schon alles verloren. Da setzte er zuletzt seine ganze Grafschaft aufs Spiel. Aber auch diesmal verlor er, und Graf Reinhard war mit einem Wurfe ein armer Mann geworden. Er gönnte jedoch seinem Gegner die Grafschaft nicht und brauchte eine List, um sie ihm wieder zu entreißen. Er bat ihn, er möchte ihm noch eine Aussaat ernten lassen. Die Bitte ward zugestanden, und Graf Reinhard eilte von dannen, um seine Anstalten zu treffen. Er brannte alle Dörfer nieder, trieb die Einwohner weg und ließ überall Waldsamen ausstreuen. Daraus ist der Reinhardswald aufgewachsen, und der glückliche Gewinner wartete noch heute auf die Ernte, wenn er nicht längst gestorben wäre. An sehr vielen Stellen des Waldes sind Spuren des früheren Ackerbaues noch sichtbar; Mittelrücken und Scheidefurchen der Äcker wechseln regelmäßig auf große Strecken hin mit einander ab.

39. Riesen an der oberen Weser.

Auf mehreren Bergen an der oberen Weser standen in alten Zeiten Schlösser, von denen aber meist nur noch Trümmer vorhanden sind. Bloß Sababurg im Reinhardswald steht noch zum Teil. Auf diesen Schlössern wohnten Riesen, die besaßen eine ungeheure Stärke. Das kann man sehen an den großen Steinen, welche um die Sababurg herumliegen. Denn mit diesen und anderen Felsblöcken, sollen sie sich geworfen oder auch Kegel damit gespielt haben, und noch jetzt kann man sehen, wohin sie mit den Riesenfingern gefaßt haben. In der Hölle bei Ödelsheim standen die Kegel, wonach die Riesen von der Sababurg aus warfen. Hier wird die Kegelbahn noch gezeigt. Da liegen drei große steinerne Kugeln, und darin sind die riesigen Finger eingedrückt. Als die Kirche zu Vake gebaut wurde, warf ein Riese einen Stein wider die Kirche, um den Bau zu verhindern; aber der Stein flog darüber hin. Die Fingermale sind noch darin zu sehen. Auch befand sich zwischen der Sababurg und der Bramburg ein unterirdischer Gang, den hatten die Riesen gegraben. Zwei Riesen zerstörten die Wahlsburg bei Vernawahlshausen.

40. Des Heilands Leichnam in Gottesbüren.

Kurz vor dem Jahre 1330 verbreitete sich plötzlich in den Diemel- und Weserlanden die Kunde, daß man im Reinhardswalde den heiligen Leichnam des Herrn ganz unversehrt, aber mit blutigen Tropfen bedeckt, gefunden und nach Gottesbüren gebracht habe. Bald war die seltsame Kunde bis zum Fuße der Alpen gedrungen und bis zum Meeresstrande im Norden, und aus allen deutschen Gauen strömten fromme Pilger herbei, um an der geheiligten Stätte ihre Andacht zu verrichten. Die darge-

brachten Opfer wuchsen zu unglaublichen Summen. Man konnte von ihnen für den dortigen Klosterhof nicht allein große Ländereien ankaufen, sondern auch die schöne geräumige Kirche zu Gottesbüren und das Schloß Sababurg erbauen. Ein Teil der Nonnen des Klosters Lippoldsberg zog herüber und wohnte zu Gottesbüren. Auch die nahe Stadt Hofgeismar hatte großen Nutzen von den Wallfahrten, und sie ließ den morastigen Weg von da nach Gottesbüren schön pflastern, damit die Pilger bequemer dahin gelangen konnten. Nach und nach verschwand der fromme Glaube, und nach wenig mehr als hundert Jahren hörten die Wallfahrten ganz auf.

41. Frau Holle.

Auf dem Meißner wohnt die Frau Holle. Wenn sie ihr Bett macht, fliegen die Federn umher, und dann schneit es. Kocht sie in ihrer großen Küche, dann steigen viele Wasserdämpfe in die Höhe, und bald ist der ganze Berg in Wolken gehüllt. Frau Holle war früher ein schönes und tugendsames Mädchen. Das hieß Martha und wohnte in dem Dorfe Dudenrode. Weil sie so gut und fromm war, gab ihr die Göttin Freia oder Hulda den stärksten und schönsten Burschen des Dorfes zum Manne, der hieß Holle. Den machte aber das Glück übermütig. Er arbeitete nichts, sondern trank und spielte nur. Zuletzt verlor er Hab und Gut, ja sogar seine Freiheit. Er wurde als Sklave verkauft und kam weit in die Fremde. Da stand nun die gute Frau Holle ganz verlassen da und wußte nicht, was sie essen und trinken und wo sie wohnen sollte. In ihrem Kummer ging sie tief in den dunklen Wald hinein, weinte und klagte. Der Ort, wo sie sich aufhielt, heißt noch heute der Weinbusch. Aber die

Göttin Hulda erbarmte sich über sie und schenkte ihr den ganzen Meißnerberg zum Eigentum. Sie gab ihr zum Lohn ihrer Tugend auch eine Zauberglocke. Die besaß Wunderkräfte, und wenn sie damit läutete, so gehorchten ihr die kleinen Geister in Wasser, Feuer, Luft und Erde. Zur Wohnung gab die gute Göttin ihr ein prächtiges Zauberschloß mit einem herrlichen Blumengarten. Beides lag auf dem Grunde eines schönen Waldteiches, der heißt bis auf diesen Tag Frau-Hollenteich. Für den Sommer erhielt sie über der Erde ein schönes Häuschen, von dem man noch immer einige Spuren sieht. Weil später ein Köhler darin gehaust hat, heißen die Reste nun das Waldmannshäuschen. Frau Holle besaß auch mancherlei Vieh. Ihr Schafstall befand sich da, wo jetzt die Mauerwiese ist. Rings um dieselbe kann man noch jetzt Steine liegen sehen. Ihre Hühner mit samt den Küchlein schliefen da, wo heute das Dorf Küchen liegt, und ihr Milchkeller lag an der Stelle, die jetzt Rebbes heißt.

So fehlte es der Frau Holle an nichts. Sie hatte auf ihrem Berge Gewalt über alles, auch über die Menschen. Den Guten und Fleißigen half sie, den Faulen und Schlechten schadete sie. Besonders nahm sie sich der armen Frauen an, die böse oder faule Männer hatten. Die bösen Männer neckte und plagte sie auf alle Weise. Die viel tranken, verwandelte sie in Kälber und ließ sie Gras fressen. Die Bergwiese, wo sie geweidet haben, heißt noch heute die Kalbe. Viele Leute, denen es schlecht ging, kamen zur Frau Holle und fanden Schutz bei ihr. Besonders nahm sie die armen Mädchen auf, die von ihren Verlobten treulos verlassen waren. Viele darunter aber waren eitel und putzsüchtig. Jede wollte die schönste sein, und es gab viel Neid und Streit unter ihnen. Als Frau Holle eines Tags nach Hause kam, war der

größte Lärm im Hause. Da wurde sie zornig, schüttelte ihre Zauberglocke, und sogleich waren die Mädchen in Katzen verwandelt. Die wurden in eine felsige Höhle auf der Abendseite des Berges verbannt. Diese Höhle heißt noch jetzt die Kiezkammer. Von da aus mußten sich die Katzen über den ganzen Berg verteilen und der Frau Holle dienen. Den guten Wanderern mußten sie den Weg weisen, die bösen aber in die Irre führen.

Eine solche Katze hat einem Manne und seiner Familie viel Glück gebracht. Der Mann hieß Germar und wohnte in Reichenbach. Er war ohne Schuld in große Not geraten und mußte vom Nachbar Geld borgen. Weil er nicht bezahlen konnte, ließ ihm der Nachbar Haus uud Gut verkaufen. Da mußte er ausziehen und mit Weib und Kindern fortwandern. Sie kamen zu einem Felsen, der von da ab der Segenstein heißt. Da erschien ihnen eine holde Frau, die bewirtete sie reichlich, ließ die Armen sich lagern auf der Segenwiese, kochte ihnen eine kräftige Suppe in einem Wundertopfe, holte Eier und Milch herbei und zeigte den Knaben einen Busch, wo die schönsten Haselnüsse wuchsen. Dann gab sie ihnen eine der Katzen mit, die sollte ihnen den Weg zeigen nach Hausen. Dort wollte Germar sich niederlassen. Unterwegs aber wurde die Katze ganz matt. Germar nahm sie auf den Arm. Aber sie wurde immer schwerer und schwerer, und als Germar genau zusah, hielt er einen Katzenbalg voll Gold und Silber im Arme. Von dem vielen Gelde baute sich Germar ein schönes Haus auf einem schönen Platze, und so ist Germerode entstanden, eins der besten Dörfer am Meißner.

So hatte Frau Holle schon lange, lange Jahre auf dem Meißner gewaltet. Die einen priesen sie als echte Hulda, die andern schalten sie als böse Hexe. Besonders

die Faulen und Schlechten erzählten weit und breit viel von dem Hexenspuk auf dem Meißner. Die gute Frau Holle, die Holde, wurde eine Unholdin. Darum wollte auch niemand mehr über den Berg gehen. Auch ein frommer Einsiedler, Namens Bernhardt, hatte am fernen Rheine von dem Teufelsspuk am Meißner viel gehört. Er war selbst aus dem Hessenlande gebürtig, und er machte sich auf, um die bösen Geister zu bannen. Zuerst kam er nach Germerode. Hier erzählte ihm Germar viel Gutes von Frau Holle. Bernhard aber that doch, was er sich vorgenommen hatte. Er stellte sich unter eine dicke Buche, rief einen Bannspruch in den Wald hinein und verbot darin den bösen Geistern, noch länger Zauberei zu treiben. Feierliche Stille folgte seinen Worten. Aber plötzlich vernahm er den sanften Klang einer Stimme, die vom Weinbusch herübertönte. Die Stimme kam ihm so bekannt vor. Es war die seines Weibes, das er einst so elend gemacht hatte. Bernhard war nämlich Holle. Er hatte sich gebessert und war ein Heidenbekehrer geworden. Seine Frau hielt ihm alle seine Sünden vor und verfluchte ihn. Er aber bat sie herzlich um Vergebung. Dann predigte er ihr von Jesus Christus, der die Menschen von den Sünden erlöst hat, und bat sie, abzulassen vom Götzendienst und von der Zauberei. Da versöhnte sie sich endlich mit ihm, wurde eine Christin, warf die Zauberglocke in den Hollenteich und wurde wieder die Frau ihres Mannes. Beide lebten fortan in Glück und Frieden bis an ihr seliges Ende.

Noch jetzt lebt die Frau Holle im Hollenteich. Zuweilen kann man sie um die Mittagsstunde in dem Teiche baden sehen. Bald zeigt sie sich als eine schöne weiße Frau in oder auf der Mitte des Teiches, bald ist sie unsichtbar, und man hört bloß aus der Tiefe ein Glockengeläute und finsteres Rauschen. Das Volk erzählt von ihr vielerlei,

Gutes und Böses. Weiber, die zu ihr in den Brunnen steigen, macht sie gesund. Aus ihrem Brunnen stammen die neugeborenen Kinder, und sie trägt sie daraus hervor. Blumen, Obst, Kuchen, das sie unten im Teich hat, und was in ihrem unvergleichlichen Garten wächst, teilt sie denen aus, die ihr begegnen oder zu gefallen wissen. Sie ist sehr ordentlich und hält auf guten Haushalt. Faule Spinnerinnen straft sie, indem sie ihnen den Rocken besudelt, das Garn wirrt oder den Flachs anzündet. Jungfrauen aber, die fleißig abspinnen, schenkt sie Spindeln und spinnt selber für sie über Nacht, daß die Spulen des Morgens voll sind. Faulenzerinnen zieht sie die Bettdecke ab. Fleißige, die schon frühmorgens Wasser zur Küche tragen in reingescheuerten Eimern, finden Geld darin. Gern zieht sie Kinder in ihren Teich. Die guten macht sie zu Glückskindern, die bösen zu Wechselbälgen. Jedes Jahr geht sie im Lande um und verleiht den Äckern Fruchtbarkeit. Aber sie erschreckt auch die Leute, wenn sie durch den Wald fährt an der Spitze des wütenden Heeres.

Frau Holle zieht umher. In der Weihnacht fängt Frau Holle an herumzuziehen. Da legen die Mägde ihren Spinnrocken aufs neue an, winden viel Werg oder Flachs darum und lassen ihn über Nacht stehen. Sieht dies Frau Holle, so freut sie sich und sagt:

So manches Haar,
so manches gute Jahr.

Diesen Umgang hält sie bis zum großen Neujahr, d. h. den heiligen Dreikönigstag. Da muß sie wieder umkehren nach ihrem Hörselberg (zwischen Eisenach und Gotha). Trifft sie dann unterwegs Flachs auf dem Rocken, so zürnt sie und spricht:

So manches Haar,
so manches böse Jahr.

Daher reißen Feierabends vorher alle Mägde sorgfältig von ihrem Rocken ab, was sie nicht abgesponnen haben, damit nichts daran bleibe und ihnen Schaden bringe. Noch besser ist es aber, wenn sie alles angelegte Werg vorher abspinnen können.

Frau Holle und der Bauer. Frau Holle zog einmal aus, und es begegnete ihr ein Bauer mit der Axt. Da redete sie ihn an mit den Worten, daß er ihr den Wagen verkeilen und verschlagen sollte. Der Tagelöhner that, wie sie ihm hieß. Als die Arbeit verrichtet war, sprach sie: „Raff die Späne auf und nimm sie als Trinkgeld mit!" Darauf fuhr sie ihres Weges. Dem Manne kamen die Späne unnütz vor. Darum ließ er sie meistenteils liegen, und nur ein Stück oder drei nahm er für die Langeweile mit. Wie er nun nach Hause kam und in den Sack griff, waren die Späne eitel Gold. Alsbald kehrte er um, noch die andern zu holen, die er liegen gelassen. So sehr er aber auch suchte, so war es doch zu spät und nichts mehr vorhanden.

42. Der letzte Bilsteiner.

Im engen, wilden Höllenthal am Meißner liegt ein kahler Felsenberg, der Bilstein. Hoch oben auf dem Felsen stand früher eine stolze Burg, von der nur noch wenige Reste zu sehen sind. Die Burg gehörte den Grafen von Bilstein. Von dem letzten dieser Grafen wird eine schauerliche Sage erzählt, die lautet also: Zahlreiche Feinde belagerten das Schloß des letzten Bilsteiners. Aber weil dieses sehr fest war, konnten sie es mit Gewalt nicht gewinnen. Da versuchten sie es auf eine andere Art: sie schlossen den Bilstein von allen Seiten ein und wollten so die Burg aushungern. Aber es vergingen viele Wochen und Monden,

und die Belagerten litten noch immer keinen Mangel. Sie zeigten sich munter und lustig und scherzten und lachten, wenn sie auf den breiten Mauern der Burg lustwandelten, als ob sie die Feinde verspotteten. Die wußten gar nicht, woher sie auf der Burg die Lebensmittel bekämen. Endlich fanden sie es. Am Fuße des Berges lag und liegt noch heute eine Mühle, deren Räder durch das Wasser der Berka getrieben werden. Von dieser Mühle führte ein verborgener unterirdischer Gang hinauf zum Schlosse, und der Müller versah auf diesem Wege die Belagerten mit Brot. Diesen Gang entdeckte man und versperrte ihn. Bald hatten sie auf der Burg nichts mehr zu essen, und nun war auch ihr Mut und ihre Hoffnung verschwunden. Entweder mußten sie sich ergeben oder freiwillig sterben. Schon freuten sich die Feinde, den Grafen in ihre Gewalt zu bekommen. Aber sie hatten sich zu früh gefreut. Eines Morgens wurde ein Wagen auf die Mauer gebracht und ein Paar wilde Rosse davor gespannt. In den Wagen stieg ein vornehmer Herr — es war der letzte Graf von Bilstein. Ihm folgten Weib und Tochter. Als alle drei in dem Wagen Platz genommen, erschallte ein lauter Ruf und ein Peitschenknall — und der Wagen mit den Leuten darin stürzte da, wo der Schloßberg senkrecht abfällt, hinab in die schauerliche Tiefe. Unten lagen Menschen, Rosse und Wagen zerschmettert am Boden.

43. Der Hesselbühl.

Einst ging ein Mann von Großalmerode nach Witzenhausen, um daselbst ein Geschäft abzuthun. Er mußte über eine waldige Höhe, den Hesselbühl. Oben auf dem Berge liegt eine Wiese, welche die große Wiese heißt. Als der Mann auf diese Wiese kam, fand er allda

eine Blume von seltener Schönheit. Er pflückte sie ab und wollte bei der Heimkehr seinen Kindern eine Freude damit machen. Kaum war er aber einige Schritte weiter gegangen, da erblickte er auf einmal ein herrliches Schloß. Verwundert blieb er stehen und traute seinen Augen nicht mehr; denn er hatte hier noch niemals ein Gebäude gesehen und überhaupt noch nie ein so prachtvolles Schloß. Nach einigem Zögern näherte er sich dem Palaste. Aber er fand alles zu; Thüren und Fensterläden, alles war verschlossen. Als er jedoch mit der Blume in seiner Hand die Pforte berührte, öffnete sich diese plötzlich vor ihm, wie von Geistern aufgethan, und mit bangem Zagen trat er hinein. Jetzt mußte er sich noch mehr verwundern. Denn inwendig sah das Gebäude noch schöner aus als von außen. Alles glitzerte und funkelte von den edelsten Metallen und den köstlichsten Edelsteinen, und sein Herz hüpfte vor Freuden, daß er jetzt ein reicher Mann werden würde. Aber dann zweifelte er wieder, ob das alles auch Wirklichkeit sei, und er trat wieder aus dem Gebäude, um sich umzuschauen und sich zu überzeugen. In dem Augenblicke aber stürzte der Palast unter schrecklichem Krachen zusammen, und alles war wieder spurlos verschwunden. Denn er hatte die Blume von der Wiese in Gedanken und beim Anschauen der Herrlichkeiten aus der Hand gelegt und sie verloren. — Auch andere haben schon dieses Zauberschloß erblickt. Aber sie sahen die blaue Wunderblume nicht, durch die sie es hätten öffnen können. Und ängstlich flohen sie fort.

44. Die Wichtelmännchen und Schuster Jobst in Eschwege.

In vielen Gegenden unsers lieben Hessenlandes gab es ehemals Wichtelmännchen, Wichteln oder Erdmännchen. In andern Ländern werden sie Zwerge

genannt. Sie waren zwar in ihrer Gestalt den Menschen ähnlich, jedoch nicht höher als eine Hand, dazu am ganzen Körper welk und runzelig. Auch hatten sie einen sehr dicken Kopf. Sie trugen Bergmannskleider, dreieckige Hütlein und zierliche Schühlein. Ihre Wohnungen lagen tief unten in der Erde. Die Wände derselben waren aus hellglänzendem Krystall, die künstlich geschnitzten Tischchen und Stühlchen aus Rosenholz und verziert mit buntfarbigen Muscheln und Steinchen. Auch besaßen sie wohl einen großen Reichtum an allerlei Geld und Gut. Am häufigsten aber hört man, daß sie arm gewesen seien.

Zuweilen verließen die Wichtelmännchen ihre unterirdischen Gemächer und kamen auf die Felder und in die Dörfer. Den Bäckern stahlen sie des Nachts das Brot aus dem Laden, den Bauern zertraten sie das Korn auf dem Felde oder holten es fort und trugen es andern Leuten ins Haus. Pflügern und Schnittern brachten sie manchmal Speise, wie Hirsebrei, Kreppeln und andere Leckerbissen. Das war aber auch wohl gestohlenes Gut.

Gern raubten die Wichteln schöne Menschenkinder, um sich mit ihnen zu verheiraten. Sie holten die Kinder den Müttern aus der Wiege oder trugen sie in der Erntezeit von der Hecke oder aus dem Kornhaufen fort, wo sie die Mütter hingelegt hatten. An die Stelle des geraubten Kindes legten sie eins ihrer eigenen Kinder, einen häßlichen Wechselbalg. Doch brachten sie das Menschenkind wieder zurück, wenn es ihm bei ihnen nicht gefiel. Oft geschah das erst nach vielen Jahren. Man mußte sich aber sehr wundern, daß das Kind in der ganzen Zeit sich nicht verändert hatte. Es war noch so jung und klein und ebenso gekleidet wie damals, als es den Eltern fortgekommen war.

Den Bösewichtern und Tagedieben suchten die Wichtelmännchen stets zu schaden, den guten und fleißigen Leuten

halfen sie bei der Arbeit, und die Armen und Notleidenden versorgten sie mit Gold und Silber. In Eschwege haben sie auch einmal den armen Schuster Jobst aus der Not geholfen. Der Schuster Jobst hatte keine Arbeit und verdiente nichts, und er und seine Familie mußte hungern. Eines Abends saß er wie sonst betrübt in seiner Werkstatt. Seine Frau und Kinder waren schon hungrig eingeschlafen. Jobst sah im Mondenschein ihre bleichen Gesichter und seufzte: Ach, könnte ich euch doch Brot schaffen! Er betete zu dem reichen Gott im Himmel und legte sich dann ebenfalls auf sein hartes Strohlager nieder. Aber vor Sorgen und Gedanken konnte er nicht einschlafen.

Gegen Mitternacht war es ihm, als hörte er leise Tritte in seinem Häuschen. Es trippelte und trappelte, und siehe, eine Gesellschaft von Wichtelmännchen zog in seine Stube. Sie machten sich frisch an das Leder. Der eine schnitt zu, der andere nähte, die Arbeit flog unter ihren Händen. In kurzer Zeit war alles Leder verarbeitet, und wunderschöne Schuhe standen auf dem Werkbrett. Jetzt konnte Jobst vor Freuden nicht mehr einschlafen. Endlich kam der Morgen, und als es lebendig auf den Gassen wurde, blieben die Leute vor den schönen Schuhen stehen. Jeder kaufte, jeder bestellte neue Schuhe. Jobst kaufte Leder, und als Mitternacht kam, stellten sich die Wichtelmännchen wieder ein und arbeiteten wieder emsig darauf los, und als es Tag wurde, stand das Werkbrett wieder voll schöner neuer Schuhe. So ging es eine Zeit lang fort, und bald wurde Jobst berühmt. Jedermann wollte nur bei ihm kaufen, und Freude und Wohlstand kehrten in sein Haus ein.

Da wollte der dankbare Jobst auch seinen Wohlthätern eine Freude machen. Er zählte die Wichtelmännchen, ließ schöne Kleider für sie bereiten und legte sie der Reihe nach

hin. Wie freuten sich da die Wichtelmännchen! Sie schmückten sich gleich mit den Kleidern. Aber nun wurden sie auch stolz und wollten keine Schuhe mehr machen. Denn sie sprachen unter sich: „Bin ich ein solcher Knapp und sollte Schuhe lapp?“ Und zur Stunde verschwanden sie aus Jobst Hause, ohne je wieder zu kommen.

45. Der Gehülfenberg.

Eine Stunde von Wanfried liegt der Gehülfenberg. Auf diesen Berg befahl der heilige Bonifatius eine Kapelle zu bauen. Als man nun mit dem Bau derselben beschäftigt war, kam oft ein Mann gegangen, der fragte, was das denn geben solle. Die Zimmerleute antworteten immer: „Ei, eine Scheune soll's geben“. Da ging er wieder seiner Wege. Zuletzt aber wurde die Kirche immer mehr fertig, der Altar aufgebaut und das Kreuz glücklich aufgesteckt. Wie nun der böse Feind wiederkam und das alles sehen mußte, ergrimmte er und fuhr aus oben durch den Giebel, und das Loch, das er da gemacht, ist noch bis den heutigen Tag zu sehen und kann nimmer zugebaut werden. Auch ist er inwendig in den Berg gefahren und suchte von da aus die Kirche zu zertrümmern; es war aber eitel und vergebens. Das Loch, worin er verschwand, nennt man das Stuffensloch (wie den ganzen Berg auch Stuffensberg), und es soll zuzeiten daraus dampfen und Nebel aufsteigen.

46. Der Heldrastein.

In der Normannsburg über der Stadt Treffurt hausten einst die Brüder Friedrich und Hermann von Treffurt. Sie waren adelige Herren, hatten aber keinen adeligen Sinn. Sie führten ein rechtes Räuberleben. Auf den Landstraßen überfielen sie die Reisenden und nahmen ihnen

alles weg. Auf der Weide raubten sie den Bauern das Vieh, auf den Feldern zertraten sie ihnen das Korn, und in den Dörfern nahmen sie, was sie brauchen konnten. Alles wurde auf die Burg geschleppt und da aufgehäuft oder verzehrt. Niemand war vor ihnen seines Lebens und Gutes sicher. Der Herr von Wangenheim zog gegen die Räuber, nahm sie gefangen und sperrte sie eine Zeit lang ein. Als sie aber wieder frei waren, trieben sie es noch ärger als zuvor. Da rüsteten drei Nachbarfürsten Kriegsvolk gegen die Stegreifritter, eroberten und zerstörten ihre Burg, nahmen ihnen Land und Leute und teilten die Beute unter sich.

Friedrich besserte sich und ging in ein Kloster. Hermann aber führte sein schlechtes Leben weiter. Einmal hatte er ein lustiges Gelag in Kreuzburg an der Werra mitgefeiert. Erst spät in der Nacht ritt er heim. Er kam über den Heldrastein, einen hohen und steilen Berg an der Werra. In der Dunkelheit geriet er vom rechten Wege ab und verirrte sich. Plötzlich stand sein Roß vor dem jähen Abhange des Berges und konnte nicht weiter. Hermann aber schimpfte und fluchte und trieb es heftig mit seinen Sporen an. Da that das gequälte Tier einen gewaltigen Sprung, und Roß und Reiter stürzten die Felswand hinab. „Heilige Mutter Gottes, rette mich, ich will dir fortan dienen!" schrie der Ritter in Todesangst. Dann vergingen ihm die Sinne. — Und Hermann wurde wirklich gerettet. Als er erwachte aus der Betäubung, war es heller Tag. Unten rauschte die Werra, und tief unter ihm lag sein Roß zerschmettert. Ihn selbst aber hatte ein Felsvorsprung aufgefangen, auf dem ein dichter Busch stand. So hatte er das Leben behalten. Da dankte Hermann Gott, ging in ein Kloster und diente fortan dem Herrn mit Beten und Fasten.

47. Fräulein von Boyneburg.

Ein armer Schäfer hatte all sein Hab und Gut verloren, und es sollte ihm sein letztes gepfändet werden. Am Tage vorher weidete er an der Boyneburg (im Ringgaugebirge). Da sah er im Sonnenschein an der Schloßthür eine schneeweiße Jungfrau sitzen. Sie hatte ein weißes Tuch ausgebreitet, darauf lagen Knotten, die sollten in der Sonne aufklinken. Der Schäfer verwunderte sich, an dem einsamen Orte eine Jungfrau zu finden, trat zu ihr hin und sprach: „Ei, was schöne Knotten!" nahm ein Paar in die Hand, besah sie und legte sie wieder hin. Die Jungfrau sah ihn freundlich und doch traurig an, antwortete aber nichts. Da ward dem Schäfer angst. Er ging fort, ohne sich umzusehen, und trieb die Heerde nach Hause. Es waren ihm aber ein Paar Knotten, als er darin gestanden, neben in die Schuhe gefallen. Die drückten ihn auf dem Heimwege. Da setzte er sich, zog den Schuh ab und wollte sie fortwerfen. Wie er hineingriff, fielen ihm fünf oder sechs Goldkörner in die Hand. Der Schäfer eilte zur Boyneburg zurück, aber die weiße Jungfrau war samt den Knotten verschwunden. Doch konnte er sich mit dem Golde schuldenfrei machen und seinen Haushalt wieder einrichten.

Viele Schätze sollen in der Boyneburg noch verborgen liegen. Ein Mann war glücklich und sah in der Mauer ein Schubfach. Als er es aufzog, war es ganz voll Gold. — Eine Witwe hatte nur eine Kuh und eine Ziege, und weil an der Boyneburg schöne Heiternesseln wachsen, wollte sie davon zum Futter abschneiden. Wie sie aber eben nach einem Strauche packte, glitt sie aus und fiel tief hinab. Sie schrie und rief nach Hilfe. Es war aber niemand mehr in der einsamen Gegend, bis abends ihre Kinder,

denen angst geworden war, herbeikamen und ihre Stimme hörten. Sie zogen sie an Stricken herauf, und nun erzählte sie ihnen, tief da unten sei sie vor ein Gitter gefallen. Dahinter habe sie einen Tisch gesehen, der mit Reichtümern und Silberzeug ganz beladen gewesen.

48. Die Jungfrauen aus dem Denser See.

In der Nähe des Dorfes Dens im Kreise Rotenburg liegt ein tiefer Teich, der nie zufriert. An einem gewissen Tage im Jahre wird er ganz blutrot. Davon giebt es folgende Sage. Einmal war im Dorfe Dens Kirmes, und dazu kamen auch zwei fremde, unbekannte, aber schöne Jungfrauen. Die tanzten mit den Bauernburschen und machten sich lustig, waren aber nachts zwölf Uhr verschwunden. Indes waren sie am andern Tage wieder da, und ein Bursche, dem es lieb gewesen, wenn sie immer geblieben wären, nahm einer von ihnen während des Tanzes die Handschuhe weg. Sie tanzten nun wieder mit, bis Mitternacht herannahte. Da wollten sie fort, und die eine ging und suchte nach ihren Handschuhen in allen Ecken. Da sie dieselben nirgends finden konnte, ward sie ängstlich. Als es aber während des Suchens zwölf schlug, liefen sie beide in größter Angst fort, gerade nach dem See und stürzten sich hinein. Am andern Tag war der See blutrot und wird es an demselben Tage noch jedesmal im Jahr. An den zurückgebliebenen Handschuhen waren oben kleine Kronen zu sehen.

49. Landecker Jungfrau.

Am Landecker Berge im Kreise Hersfeld wanderte eine weiße Jungfrau. Einst kam ein Mann hinauf, den bat sie, er möchte am nächsten Tage zwischen 11 und 12 Uhr mittags wiederkommen, dann solle eine Schlange ihn

dreimal küssen, und wenn er dies ohne Zucken ruhig aushielte, so würde sie erlöst und er und sie würden sehr glücklich werden. Er solle aber auch die Blume wieder mitbringen, die er vorhin gepflückt habe und noch am Hute trage.

Der Mann faßte sich ein Herz und kam auch am andern Tage zu der bestimmten Zeit. Und siehe, eine Schlange kroch heran, die hatte einen goldenen Ring am Schwanze. Sie kroch an ihm hinauf und küßte ihn. Zwei Küsse hielt der Mann herzhaft aus, aber beim dritten Kusse zuckte er schaudernd auf. Da glitt die Schlange an ihm hinab und stand wieder als weiße Jungfrau vor ihm.

„Nun bin ich nicht erlöst aus meinem Banne!“ rief die Jungfrau jammernd. Dann winkte sie dem Manne und schritt ihm voran durch eine Thür in den Berg. Zögernd folgte er ihr. Im Berge lagen ganze Haufen kostbarer Schätze, und dabei lag ein großer schwarzer grimmiger Hund, der sie bewachte. Die Jungfrau wies mit der Hand auf das blinkende Gold und Silber und sagte: „Das alles wäre dein geworden, wenn du mich erlöset hättest!“ Da sprang der Hund auf und fuhr den Mann mit wütigem Bellen an. Aufs heftigste erschrocken, ließ der Mann seinen Hut fallen und floh eilig zurück. „Vergiß das Beste nicht!“ hörte er noch die Jungfrau rufen. Da schlug die Thür mit gewaltigem Krachen hinter ihm zu und ihm die Ferse wund. Der Mann ist später noch mehrmals auf den Berg hinauf gegangen, hat aber nie den Eingang wieder finden können.

50. Burg Hauneck.

Auf dem Stoppelsberge liegen die Trümmer des Schlosses Hauneck. Dieses Schloß gehörte den Rittern von Haune. Die waren sehr kriegs- und raublustig. Von

ihrer Burg liefen unterirdische Gänge zu einigen andern Burgen in der Nachbarschaft. Deren Besitzer halfen ihnen streiten, rauben und plündern. Wenn Kaufleute mit ihren Waren durch das Thal zogen, so fielen die Raubritter über sie her und nahmen ihnen alles fort. Einzelne Reisende wurden ausgeplündert und in den Burgturm geworfen. Man ließ sie erst wieder frei, wenn sie ein hohes Lösegeld bezahlt hatten.

Zu einer Zeit hauste auf Haunecк ein Ritter von Haune, der war der schlimmste von allen. Darum hieß er nur der wilde Haune. Eines Tages kam ein vornehmer Edelmann im Haunethal heraufgezogen. Der wilde Haune hatte dies erfahren und lauerte ihm mit seinen Spießgesellen im Hinterhalte auf. Als nun der Edelmann in die Nähe kam, überfiel er ihn unerwartet. Der Edelmann wehrte sich zwar tapfer mit seinen wenigen Reisigen, aber vergeblich. Der wilde Haune nahm ihn gefangen und schleppte ihn auf sein Felsennest. Da sperrte er ihn in einen finstern Turm ein. Viele Tage und Nächte mußte er darin sitzen, und jeden Morgen und Abend brachte eine junge Magd ihm Speise und Trank. Das Mädchen hatte großes Mitleid mit dem schönen jungen Manne und nahm sich vor, ihn zu retten. Sie mußte aber jeden Abend, wenn sie den Gefangenen versorgt hatte, in das Thal hinunter und in einer großen Bütte Wasser heraufträgen, da sich auf dem Schlosse kein Brunnen befand. Eines Tages ging es wieder recht lustig auf der Burg her, und da konnte sie unbeachtet ihren Plan ausführen. Des Abends in der Dämmerung ging das Mädchen, die Bütte auf dem Rücken, wieder den Schloßberg hinab. In der Bütte aber saß der Gefangene. Am Fuße des Berges stieg er heraus. Beide versteckten die Bütte im Gebüsch und flohen auf Fulda zu. Als man am andern Morgen auf dem

Schlosse merkte, daß der Gefangene geflohen war, geriet der wilde Haune in heftigen Zorn. Er setzte sich mit einigen seiner Knechte sogleich zu Roß und jagte den Flüchtlingen nach. Aber diese waren schon längst hinter den schützenden Mauern der alten Bischofsstadt in Sicherheit, und die Räuber hatten das bloße Nachsehen. Der dankbare Edelmann nahm seine Retterin zur Gemahlin und führte sie auf sein Schloß.

51. Die Eroberung der Burg Hauneck.

Der wilde Haune trieb seine Räubereien immer ärger; niemand war sicher vor ihm. Da erhob sich die ganze Umgegend gegen ihn, und der Landgraf von Hessen zog mit einem Heere heran und belagerte ihn in seiner Burg. Der wilde Haune aber war frohen Mutes, denn er meinte, sein Schloß sei uneinnehmbar, und wenn es doch in die Gewalt des Feindes fallen sollte, so könnte er ja durch die unterirdischen Gänge entfliehen. Der Landgraf schloß die Burg von allen Seiten ein, beschädigte die Mauern an manchen Stellen und tötete dem Ritter viele seiner Knechte. Auch bewog er dessen Bundesgenossen, von ihm abzufallen. Sie zeigten ihm die unterirdischen Gänge, und die ließ er nun Tag und Nacht bewachen. Als das der Haunecker erfuhr, verlor er all seinen Mut und ließ den Landgrafen um Gnade bitten. Anfangs wollte der Fürst davon nichts wissen. Es kam aber die kränkliche, schwache Hausfrau des wilden Stegreifritters, die von diesem oft mißhandelt worden war, in des Landgrafen Zelt und bat um freien Abzug für sich und alles, was sie in einer Bütte mitnehmen könne. Der Landgraf gewährte ihre Bitte. „Doch soll eine andere die Bütte tragen", setzte er hinzu. Im Lager befand sich ein schlechtes Weib, das schickte er mit auf das Schloß.

Der Ritter mußte sich in die Bütte setzen, und das Weib trug ihn durch das ganze Lager seiner Feinde. Alle stimmten ein schallendes Hohngelächter an. Diese Beschimpfung und der Verlust der Burg besserten aber den Bösewicht nicht. Er setzte auch später sein Räuberleben fort. Da wurde er gefangen genommen und in einen feuchten, dunklen Kerker geworfen. Darin ist er eines schmählichen Todes gestorben.

52. Die Namen Hünfeld und Haune.

In der Umgegend von Hünfeld wohnten ehemals Riesen oder Hünen. Davon hat die Stadt ihren Namen erhalten. Die Hünen hatten dort einen gewaltigen Kampf mit ihren Feinden. Sie stritten drei Tage und drei Nächte mit einander, bis auch kein Feind mehr übrig blieb. Das Blut floß in Strömen, und von dem vielen Blut entstand ein Fluß, der noch heute da ist. Jetzt hat er zwar klares Gebirgswasser. Aber von den vielen blutigen Wunden, die einst dort gehauen sind, wird der Fluß noch immer die Haune genannt.

53. St. Bonifatius Grab.

In dem schönen Dom zu Fulda liegt der heilige Bonifatius begraben, der die Hessen zu Christen gemacht und in Fulda ein Kloster gestiftet hat. Zum Dank dafür ernannte ihn der Papst zum Erzbischof von Mainz. Als 74jähriger Greis zog Bonifatius noch einmal zu den Friesen, um auch sie gänzlich zu bekehren. Viele glaubten. Als er aber die Gläubigen taufen wollte, kamen heidnische Friesen und ermordeten ihn. — Sein Leichnam schwamm den Rhein hinauf nach Mainz. Der fromme Mann hatte im Leben den Wunsch ausgesprochen, er wolle einst zu

Fulda bestattet werden. Der Bischof von Mainz aber beschloß, seinen Leichnam im Dom zu Mainz zu begraben, und ließ ihn feierlich in die dortige Gruft hinabsenken. Allein am nächsten Morgen stand der Sarg oben in der Kirche neben der Gruft, in welche man ihn hinabgelassen hatte. Und doch hatte keines Menschen Hand ihn berührt. Da merkte der Bischof, daß der Heilige hier nicht ruhen wolle. Man setzte also den Leichenschrein auf einen Wagen, spannte zwei Kühe davor und ließ dieselben ziehen, wohin sie wollten. Die Kühe lenkten aber das Wägelchen dem Rheine zu, gingen in das Wasser hinein und schwammen mit ihrem kostbaren Gute unversehrt hindurch bis ans andere Ufer. Dort hielten sie sich aber nicht auf, sondern sie richteten ihre Schritte gen Fulda, und nachdem sie Tag und Nacht ohne Unterbrechung gefahren waren, langten sie endlich hier an. Und als sie hier an heiliger Stelle ankamen, da erklangen die Glocken von selbst, ohne daß sie jemand in Bewegung gesetzt hätte, und der heilige Leichnam sank hinab in das selbstgewählte Grab, wo er noch ist.

54. Der Bonifatiusbrunnen bei Horas.

Bonifatius befand sich einst nahe bei Fulda in der Gegend, wo jetzt das Dorf Horas liegt. Über seinen andächtigen Betrachtungen kam die Mittagszeit heran; die Sonne warf sengende Strahlen zur Erde, und den heiligen Mann dürstete sehr. Aber nirgends in der Nähe war ein Brunnen zu entdecken. Bonifatius mußte daher eine Strecke gehen, um zu einem Bache zu gelangen. Ermattet griff er nach seinem Stabe, den er neben sich in die Erde gestoßen hatte und auf den er sich stützen wollte. Doch wie er den Stab aus der Erde zog, sprang ein silberner Quell aus der Öffnung hervor. Bonifatius beugte sich nieder

mit frommem Dank, netzte sein heißes Antlitz und trank aus dem herrlichen Brunnen. Dieser wird seitdem Bonifatiusbrunnen genannt und spendet noch jetzt den Bewohnern der Umgegend labenden Trank.

55. Die Milseburg.

Einer der wichtigsten Berge der Vorderrhön ist die hohe Milseburg. Dieselbe gleicht einem hochgeladenen Heuwagen und heißt darum das Heufuder. Das Volk im Fuldaischen nennt ihn wegen seiner Aehnlichkeit mit einem Sarge die Totenlade. Vormals hatte auf diesem Gipfel ein heidnischer Riese, Namens Mils, seine Felsenburg. Als nun das Christentum in dem „Buchenlande" Wurzel faßte, plagte und bedrückte der Riese die Anhänger der neuen Lehre sehr. Der christliche Ritter St. Gangulf eilte den Bedrängten zu Hülfe und belagerte den Riesen in seiner Burg. Er hatte mit seinen Reisigen große Not auszustehen, denn ein Bauer hatte den einzigen Brunnen der Umgegend versperrt und wollte nur gegen Bezahlung Wasser aus demselben ablassen. St. Gangulf aber nahm den letzten Helm voll Wasser, den er aus dem Brunnen geschöpft hatte, mit hinauf in sein Lager am Berge. Und siehe, als er hier das Wasser ausgoß, da strömte an der Stelle ein klarer Bergquell hervor; die Quelle des Bauern unten auf der Wiese aber versiegte für immer. Noch heute trägt jener Wunderbrunnen St. Gangulfs Namen. Nun begann die Christenschar mit neuem Mute die Belagerung der Riesenburg. Umsonst verließ sich der Riese auf die Macht des Teufels, der ihm bisher geholfen hatte. Aus Verzweiflung gab er sich selbst den Tod. Der Teufel aber erwies seinem treuen Diener die letzte Ehre: er riß dessen Felsenburg zusammen und begrub unter den Trümmern derselben die Gebeine des Riesen. Das Riesengrab ist die Milseburg.

56. Die Steinwand.

Das merkwürdigste Naturschauspiel der ganzen Rhön ist die Steinwand, die von allen Besuchern bewundert wird. Sie besteht aus säulenartig zerklüfteten Felsenpartien, welche auf ihrer Südseite einer alten Mauer gleichen. Dem Teufel hat sie einst als Kanzel gedient, und darum heißt sie auch Teufelskanzel und Teufelswand. Früher waren nämlich alle Leute im ganzen Buchenwalde Heiden und dienten dem Teufel. Da kamen fromme Männer und verkündigten ihnen das Evangelium. Die Leute aus dem ganzen Rhöngebirge eilten herbei, hörten andächtig der Predigt zu, glaubten und ließen sich taufen. Das ärgerte den Teufel, der bis dahin allein Herr im Lande gewesen war. Einst hatte er sich oben auf einen Berg hingelagert. Da hörte er, wie ein Haufen Volk den Berg heraufkam und ein Lied zum Lobe Gottes sang. Schnell ließ der Teufel vor der hohen Rhön von Stein eine Wand entstehen, kleidete sich wie ein Geistlicher, stellte sich oben auf die Steinwand und fing an zu predigen. Er predigte aber nicht vom lieben Gott und seinem lieben Sohne, sondern von sich selbst. Lange hörte ihm das Volk verwundert zu. Auf einmal erschien am Berge ein Kreuz. Das fromme Volk kniete nieder und betete an. Der Teufel aber floh voll Zorn. Seine Kanzel steht noch heute oben im Gebirge. Aber noch höher steht das Kreuz, das oben auf dem Kreuzberge aufgerichtet ist.

57. Die Moorjungfern der Rhön.

Auf der hohen Rhön befinden sich Sumpfstrecken, genannt das rote und schwarze Moor. Daselbst standen vor Zeiten zwei Dörfer. Das auf dem roten Moor hieß Poppenrode, das auf dem schwarzen Moor hieß Moor.

Beide sind versunken, weil ihre Bewohner ein gottloses Leben führten. Von dem Dorfe Moor ist noch ein Basaltpflaster übrig, das heißt die steinerne Brücke. Auf der Moorfläche tanzen nachts die Moorjungfern. Sie sehen aus wie Lichtchen und schweben auf und ab. Oft kamen sie zu zwei oder drei nach Wüstensachsen, wenn dort Kirchweihe war. Sie tanzten dann mit, sangen auch gar lieblich. Aber jedesmal um die zwölfte Stunde kam eine Taube und rief sie ab. Sie folgten ihr, zogen singend zum nächsten Berg hinein und verschwanden.

Aus dem versunkenen Dorfe Poppenrode sollen zwei tugendsame Jungfrauen übrig geblieben sein. Auch diese wurden beim unmäßigen Tanzvergnügen plötzlich hinweggenommen. Man suchte sie, konnte sie aber nicht finden. Da bedeutete ein Engel, man sollte mit einer Rute aufs rote Moor schlagen; wenn sich Blut an der Rute zeige, sei alles Suchen vergebens. Und siehe, es zeigte sich Blut. Die Jungfrauen wurden nie mehr gesehen.

58. Der junge Herr von Stecklenburg.

Auf der Steckelsburg bei Ramholz wohnte einst ein stolzer Ritter. Dem hatte der Vater einen ganzen Keller voll köstlichen alten Wein und Gold hinterlassen. Der Wein besaß die Wunderkraft, wieder jung zu machen. Aber der stolze Ritter verachtete die Schätze. „Der Wein“, sprach er, „mag liegen bleiben, bis ich alt bin und die Verjüngung nötig habe. Der alte Wein paßt nicht für einen jungen feurigen Jüngling, wie ich einer bin. Und das Gold mag liegen, bis ich heirate“. Es liebten ihn aber drei edle Fräulein, und jede hätte ihn gern zum Manne gehabt. Der Ritter aber sprach: „Noch bin ich zu jung zum Heiraten, erst will ich mir die Welt besehen“. Er

ließ den Wein, das Gold und die Liebe daheim und zog ruhelos fort in ein weites fremdes Land. Aber er ist nicht wiedergekehrt in seine Heimat. Er fiel im Kampf und liegt in fremder Erde begraben. Die kleinen Erdgeister versenkten den Wein und das Gold tief in die Erde hinab. Da liegen die Schätze noch heute verborgen im Stecklenberg. Die drei Edelfräulein aber weinten sich zu Tode. Noch jetzt kann man jede Nacht drei Jungfrauen am Ufer der Kinzig einherwandeln sehen. Sie stimmen einen leisen Gesang an und weben ihre Brautkleider, die aber nie fertig werden wollen.

59. Kaiser Friedrich I. und Gela.

Ehe Friedrich Barbarossa Kaiser wurde, lebte er eine Zeit lang auf einer väterlichen Burg im schönen Kinzigthale. Er war damals erst 23 Jahre alt. Einer seiner Burgmänner hatte eine Tochter, Gela mit Namen. Die war sehr schön, und Friedrich liebte sie. Als er eines Tages aus der Burgkapelle kam, begegnete sie ihm, und er offenbarte ihr seine Liebe. Doch von der Stunde an suchte Gela dem jungen Ritter nicht mehr zu begegnen. Darüber wurde er ganz trübsinnig und fast menschenscheu.

Einmal begegneten sich Friedrich und Gela im Walde. Gela suchte daselbst Kräuter zu einem Trank für ihre kranke Schwester. Friedrich grüßte sie ehrerbietig und wurde sehr traurig, als sie vorübergehen wollte. Da ging Gela auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Morgen eine Stunde vor Sonnenaufgang findet ihr mich in der Burgkapelle“. Friedrich konnte die ganze Nacht nicht schlafen und stellte sich am andern Morgen frühzeitig in der Kapelle

ein. Gela erschien zur bestimmten Stunde. Beide setzten sich auf eine Bank vor dem Altar, und Gela sprach: „Herr Graf, ihr liebt mich, und ich liebe euch auch. Aber ich kann eure Gattin nicht werden. Ihr müßt euch eine Hausfrau wählen aus den Töchtern der Grafen und Herzöge. Wenn ihr es wünscht, will ich euch jeden Tag zu dieser Stunde hier sehen, aber sonst nirgendwo ohne Zeugen. Unsere Liebe muß rein bleiben, und ich will sie einst mitnehmen ins Grab".

Die beiden Liebenden sahen sich nun täglich in der Kapelle. Das dauerte ein Jahr. Da zog Kaiser Konrad mit einem großen Heere nach dem Lande Kanaan, um es den Türken zu entreißen. Auch Friedrich zog mit. „Unsere Liebe ist ewig!" sagte er, als er von Gela Abschied nahm. „Ja, ewig!" antwortete sie und sank an seine Brust.

Friedrich zog nach dem gelobten Lande, verrichtete manche Heldenthat und kehrte ruhmreich zurück. Unterdessen war sein Vater gestorben, und an seiner Stelle wurde Friedrich Herzog von Schwaben. Er eilte nach der Burg an der Kinzig, um Gela aufzusuchen. Aber sie war nicht zu finden. Sie hatte den Schleier genommen (war ins Kloster gegangen). Friedrich fand nur einen Brief von ihr vor, darin stand geschrieben: „Du bist Herzog und mußt dir eine Gattin wählen. Ich habe ein glückliches Jahr mit dir verlebt, und dies reicht aus für mein übriges Leben. Unsere Liebe ist ewig". Da gelobte Friedrich, ihr treu zu bleiben. Er heiratete zwar nach einigen Jahren eine reiche Prinzessin, doch dachte er auch oft an seine Gela. Wo er seine Geliebte im Walde gefunden hatte, fing er an eine Stadt zu bauen und nannte sie Gelahausen. Das ist die Stadt Gelnhausen. Von der Burg Friedrichs sind noch schöne Mauerreste vorhanden.

60. Der Rotenbach.

Auch als Friedrich Barbarossa Kaiser geworden war, hielt er noch oft in seiner Burg zu Gelnhausen Hof. Von da aus zog er gegen seine Feinde. Einmal mußte er auch den Erzbischof von Mainz zur Ruhe bringen, der Land und Leute quälte. Friedrich zog wohlgerüstet in den Streit mit seinen Mannen. Es ging über Berg und Thal, durch Busch und Wald. Da gelangten die kühnen Recken an ein Bächlein. Von dem weiten Ritt ermüdet, stiegen sie ab von ihren Rossen und lagerten sich ins Gras. Die Pferde weideten um sie herum. Plötzlich ertönte Trompetenschall, und aus dem dunkeln Walde stürzte eine reisige Schar auf Friedrich und seine Mannen. Diese rafften sich rasch auf, und es erhob sich ein furchtbarer Kampf. Viele fielen, und auch Friedrich wurde verwundet. Plötzlich ertönte ein lautes Geschrei. Der Ritter von Ronneburg kam mit seinen Reisigen herangesprengt und half den Mainzern. Es schien, als ob die Feinde siegen würden. Da betete Friedrich: „Herr, hilf, hilf! Komm eilend!“ In demselben Augenblick hörte man abermals Geschrei aus dem düstern Walde. Eine Schar Bauern, mit Dreschflegeln, Sensen, Heugabeln und Kolben bewaffnet, stürmte heran. Ihnen voran fliegt das Banner Hanaus. Die wackeren Bauern hatten von der Not Friedrichs gehört und eilten ihrem Kaiser zu Hilfe. Tapfer hieben, mähten und stachen sie auf die feindlichen Reiter los und hörten nicht eher auf, bis Mann bei Mann erschlagen im Grase lag. Als der Kampf zu Ende war, blickten sie ins Bächlein. Da war es rot gefärbt vom Blute der Erschlagenen. Da sprach der Kaiser: „Dieser Bach soll in Zukunft der Rotenbach heißen“. Der Bach fließt auf der linken Seite in die Kinzig. An ihm liegen die Dörfer Ober- und Niederrodenbach, die von ihm den Namen erhalten haben.

Die treuen und tapferen Bauern wurden von dem Kaiser reich belohnt. „Damit eure Treue nicht vergessen werde“, sagte er zu ihnen, „und weil eure Sensen so gut gemäht haben, sollt ihr mir jedes Jahr bloß ein Fuder Heu auf meine Burg Gelnhausen bringen. Oben darauf aber muß allemal ein lebendiger Hahn sitzen als das Bild der Wachsamkeit. Denn dieser und eurer Tapferkeit verdanke ich mein Leben“. Die Bauern hatten nur den Kaiser zum Herrn und Richter, sie brauchten nicht in den Krieg zu ziehen und keine Steuern und Zehnten zu bezahlen. Darum hieß ihre Gegend das Freigericht.

61. Der Schelm von Bergen.

Auf der Burg zu Gelnhausen wurde einst ein glänzendes Hoffest gefeiert. Viele edle Herren und Damen nahmen an dem Feste teil. Alle waren herrlich geschmückt. Unter allen Gästen fiel aber besonders einer durch seine stolze Erscheinung und Haltung auf. Der bat auch die Kaiserin um einen Tanz, und sie konnte ihm die Bitte nicht abschlagen. Kaiser Friedrich erkundigte sich, wer der fremde Ritter sei. Doch niemand konnte ihm Auskunft geben. Da fragte er zuletzt ihn selbst nach seinem Namen, und der Fremde antwortete, er sei der Schelm, d. h. der Scharfrichter von Bergen. Schrecken und Zorn ergriff den Kaiser. Denn die Scharfrichter galten damals für ehrlose Menschen, und doch hatte es dieser gewagt, auf dem Feste zu erscheinen und mit der Kaiserin zu tanzen. Der Kaiser sprach darum das Todesurteil aus über den verwegenen Schelmen. Der aber erwiderte ruhig und gelassen, durch seinen Tod sei der Frevel nicht gesühnt. Nur ein Mittel gebe es, die Schmach wieder gut zu machen, die er der Kaiserin angethan: der Kaiser möge ihn in den Ritterstand

erheben (ihn zum Ritter machen). Da mußte der Kaiser lächeln über die Schlauheit, und er sagte: „Gut, du bist und bleibst ein Schelm. Aber ritterlichen Mut hast du auch bewiesen. Darum magst du den Ritterschlag erhalten. Du sollst heißen: Ritter Schelm von Bergen“. Mit diesen Worten schlug er ihn dreimal mit der Fläche des Schwertes über die Schulter. Das war das Zeichen, daß er in den Ritterstand aufgenommen sei.

Der neue Ritter hatte auch bald Gelegenheit, sich dankbar zu erweisen für solche Gnade. Feinde wollten den Kaiser überfallen und töten. Das erfuhr der Ritter und warnte rechtzeitig den Kaiser. Da konnte dieser sich retten. Ein ander Mal geriet der Kaiser auf der Saujagd in Lebensgefahr. Da war es wieder der Ritter, der ihn vor dem Tode bewahrte. Die Schelme von Bergen haben noch lange Zeit auf ihrer Stammburg Gruckau vor Bergen gewohnt.

62. Die blinden Hessen.

Einst wurde die Stadt Mühlhausen in Thüringen von den Hessen schwer bedrängt und belagert. Schon waren die meisten Verteidiger der Stadt gefangen, tot oder verwundet, und beim nächsten Sturm mußte dieselbe sich ergeben. Da kamen die Mühlhäuser auf einen glücklichen Gedanken. Im Dunkel der Nacht steckten sie auf die Mauern der Stadt hölzerne Pfähle und Pflöcke, hingen alte Kleider darum, setzten Mützen und Hüte darauf und banden Waffen daran fest. Da sah es aus, als ob lebendige Soldaten da ständen. Aber zwischen diesen hölzernen Soldaten bewegten sich hin und wieder lebendige Krieger und drohten spottend hinab ins Lager der Feinde. Am andern Morgen, als es Tag wurde, sahen die Hessen die zahlreichen Gestalten auf der Stadtmauer, und sie meinten, es wären lauter wirkliche

Streiter und Verteidiger. Da glaubten sie, sie könnten die Stadt nicht gewinnen, verloren den Mut und zogen von dannen. Davon sollen sie den Namen der dummen oder blinden Hessen erhalten haben.

Andere meinen: Wie die Preußen einen Adler im Wappen haben, so hatten die alten Hessen eine Katze zum Feldzeichen, das im Kriege vor ihnen hergetragen wurde. Junge Katzen aber kommen blind zur Welt. Daher sei die Bezeichnung „blinder Hesse" gekommen. Die Hessen können diese Bezeichnung als einen Ehrennamen ansehen. Denn sie haben im Kriege stets, ohne auf die Gefahr zu achten, tapfer und blind darauf losgeschlagen. Ihre Tapferkeit und Treue kennt die alte und die neue Welt. Noch heute sagt man in Westfalen: „He slät drop assen Hesse" (= er schlägt drauf wie ein Hesse).

63. Der Rennstieg und der Inselsberg.

Über den ganzen Rücken des Thüringerwaldes zieht sich ununterbrochen ein fahrbarer Pfad, welcher Rennstieg, Rennsteig oder Rennweg heißt. Überall ist er mit hohen Rain- oder Grenzsteinen besetzt, und darum wird er auch Rainweg genannt. Er zieht sich gerade über den Gipfel des Inselsberges hin. Häufig bildet er die Grenze verschiedener Nachbarstaaten. Früher galt er lange Zeit hindurch als Grenzweg und Länderscheide zwischen Thüringen und Franken. Wenn ein thüringischer Landgraf die Regierung antrat, mußte er den Rennstieg von seinem Anfang bis zu seinem Ende entlang reiten. Alle Ritter seines Landes mit vielen Knechten folgten ihm. Ueberall wurde er mit Jubel als Herr des Landes begrüßt.

In alten Zeiten war ganz Thüringen mit ungeheurem Wasser bedeckt. Nur die Spitze eines Berges ragte noch

wie eine Insel aus dem Meere hervor. Davon hat dieser Berg den Namen Inselsberg erhalten. Im Sommer wird er von vielen Fremden besucht. Häufig sehen sie dann unter sich nichts als ein unendlich großes wogendes Nebelmeer. Darüber hebt sich der Scheitel des Berges gleich einer Insel empor. Daher mag der Berg auch seinen Namen erhalten haben. Früher nannten ihn die Leute Heunselberg, von den Heunen oder Hünen, die dort gewohnt haben. Später kamen viele Männer aus der großen Stadt Venedig in Italien in die Gegend am Inselsberg. Die Leute nannten sie Erzmännerchen oder Wahlen. Die haben manch reichen Schatz hinweggetragen und sind sehr reich geworden. Denn damals gab es dort an vielen Stellen Goldsand. Seit aber die Venediger dagewesen sind, findet man nichts mehr.

64. Der Name der Schaumburg im Kreise Rinteln.

Einst zog der Kaiser Konrad II. durch das Weserthal im Kreise Rinteln. Schon von weitem sah er die herrliche Burg auf dem Berge prangen. Da soll er vor Entzückung ausgerufen haben: „Schau 'ne Burg!“ Davon erhielt sie den Namen Schauenburg oder Schaumburg.

65. Die Schaumburger Hünen.

In alten Zeiten gab es noch keine Berge im schönen Schaumburger Lande. Das ganze Land war eben und öde. Damals lebten daselbst gewaltige Riesen, Hünen genannt. Es waren mächtige Gestalten, noch größer als der Riese Goliath, den David im Zweikampfe erlegte. Da nun die Riesen Langeweile hatten, holten sie große Steinblöcke von der Nordsee und bauten daraus den Brocken oder Blocksberg im Harz. Das kleine Gerümpel packten sie zu unterst,

und darüber rollten sie die Felsblöcke. Aber der Boden ihrer Schubkarren war nicht dicht, und wie sie vom Meere nach der Baustätte fuhren, rieselte unterwegs der Meerkies und das dünne Steingerölle durch die Ritzen. Als sie nun den Brocken fertig hatten, da waren durch den verlorenen Grand auch die Weserberge, der Bückeberg und der Deister entstanden.

Nun bauten sich die Riesen auf den schönsten Bergen hohe Burgen, einer auf der Hünenburg unter der Ludener Klippe, ein anderer auf der Burg über Deckbergen, ein dritter auf der Hünenburg über Rohden und ein vierter jenseits der Weser bei Hohenrode. Das Riesenfräulein von der Ludener Klippe kam oft in das Thal hinunter, um am Strande der Weser spazieren zu gehen. Einmal nahm es eine Schürze voll Erde mit. Die schüttete es unten aus, und davon ist der Nesselberg entstanden, auf dem die Schaumburg steht. Als ihr Vater sie eines Tages begleitete, fühlte er, daß etwas im Schuh ihn drücke. Er zog den Schuh aus und warf ein Sandkorn heraus, das gab die Paschenburg, und als er den Lehm von den Füßen strich, wurde die Schaumburg daraus. — Die Riesen auf beiden Ufern lebten in bester Freundschaft. Zum Zeitvertreib warfen sie sich oft Felsblöcke zu und fingen sie mit den Händen auf. Wenn ein Riese auf dem rechten Weserufer den auf dem linken besuchen wollte, dann rollte er sich wie eine Kugel vom Berge und sprang mit einem Satz über den Strom. Dabei rief ihm sein Kamerad zu: „Brüderchen, nimm dich in acht, daß du dir die Füße in dem Bächlein nicht netzest!“ Zu ihrem Lebensunterhalte hielten sich die Hünen große Viehherden, und wenn sie die Tiere auf die Weide trieben, dann rissen sie die höchsten Eichen und Buchen aus. Das waren die Ruten, womit sie das Vieh zusammenhielten.

Sie hatten nur eine Axt, und wenn ein Riese auf dem rechten Weserufer Holz spalten wollte, so rief er seinem Kameraden auf dem linken zu: „Wirf mir mal die Axt herüber!" Dann warf er mit Leichtigkeit das Werkzeug über das Weserthal hinüber ihm zu. Sie hatten auch nur einen gemeinsamen Backtrog, der stand bei dem Riesen unter der Ludener Klippe. Wenn der Backtrog ausgekratzt wurde, dann hörten es die andern Riesen, und sie kamen zum Brotbacken. Einst hatte der Riese unter der Ludener Klippe sich hinter dem Ohr gekratzt. Da meinten die andern, der Trog würde ausgekratzt, und kamen schnell herüber, wurden aber tüchtig ausgelacht. Das ärgerte sie, und die Riesen gerieten in heftigen Streit. Jeder griff nach einer langen eisernen Stange, und es wäre dem Ludener übel ergangen, hätte nicht das Riesenfräulein die Streitenden durch ein seltsames Spielzeug auseinander gebracht. Die Riesenjungfrau war nämlich wieder einmal ins Thal niedergestiegen und hatte auf dem Felde einen wackern Schaumburger Bauern getroffen, der mit zwei Pferden ackerte. Sie hatte sich sehr an den kleinen Gestalten ergötzt, ihre Schürze auf dem Acker ausgebreitet und das Gespann samt dem Bauer hineingestrichen. Mit wenigen Schritten war sie in ihren Siebenmeilenstiefeln wieder auf der Burg gewesen. Dort stellte sie das lebendige Spielzeug mitten zwischen den Kämpfern auf. Das Bäuerlein aber ließ sich nicht verblüffen und schaute mit seinen klugen Äuglein an den ungeschlachten Riesen hinauf. Die aber waren wie gebannt unter dem Zauber des klugen Menschenauges. Sie ließen ihre Stangen aus der Hand fallen und riefen wie aus einem Munde: „Unser Stündlein hat bald geschlagen!" Und so kam es auch. Die wilden Riesen mußten den Menschen Platz machen. Als unten im Thal die Stadt Rinteln von fleißigen Bürgern gebaut wurde, da schleuderten sie gewaltige Fels-

blöcke nach der Stadt, um sie zu zertrümmern. Aber die Kraft der Riesen war schon gebrochen, und die Blöcke erreichten die Stadt nicht. Sie blieben unterwegs liegen, und man sah sie da noch lange liegen und konnte die Spuren der Riesenfinger noch deutlich daran erkennen. Und weit und breit im ganzen Lande sieht man noch bis auf diesen Tag solche wilde Felsmassen zerstreut am Boden liegen, zum Zeugnis, daß die blinde Gewalt auf Erden weichen muß der edlen Gesittung.

66. Fischbeck.

Im Sachsenlande wohnte einst auf seiner Burg an der Weser Graf Rikbert mit Helmburg, seiner Gemahlin. Die war sehr keusch und tugendhaft. Rikbert aber glaubte, sie wäre ihm untreu. Einmal hatte er mit Kaiser Otto siegreich gegen die Ungarn gekämpft. Als er zurückkehrte, wurde er schwer krank. Helmburg war sehr bekümmert um den geliebten Gatten und pflegte ihn Tag und Nacht. Ein frommer Pilger hatte ihr einst ein Tränklein gegeben und gesagt, das heile sofort jede Krankheit; wer aber Argwohn im Herzen hege, den mache es wild und rasend. Nichts Schlimmes ahnend, reichte Helmburg ihrem Gatten das Fläschchen. Aber kaum hatte er es geleert, so begann er schrecklich zu wüten und zu rasen und um sich zu werfen und zu schlagen. Alle wollte er umbringen, und auch Helmburg mußte fliehen. Nach langem Toben fiel er endlich in einen tiefen Schlummer. Als er erwachte, war er zwar ruhig, aber er glaubte, das Tränklein sei Gift gewesen, und darum sollte Helmburg sterben. Sie beteuerte, daß sie unschuldig sei. Aber umsonst. Da erbot sie sich, ihre Unschuld durch die Feuerprobe zu beweisen. Sogleich wurde auf einem ebenen Platze ein Holzstoß aufgerichtet und an=

gezündet und die Gräfin, bloß mit einem härenen Gewande bekleidet, herausgeführt. Sie betete zur heiligen Jungfrau Maria und trat mutig ins Feuer. Zweimal ging sie unversehrt durch die Flammen. Aber beim dritten Mal fiel ihr ein Funke auf die nackte Schulter, und das hielt der Graf für ein Zeichen ihrer Schuld. Eine grausame Strafe hatte er für sie ausgedacht. Er ließ die Gräfin mit ihrer treuesten Zofe auf einen Wagen setzen, der mit wilden Rossen bespannt war. Dann trieb man die Pferde an und ließ sie fortstürmen. Im wilden Lauf eilten sie dahin durch Berg und Thal und Feld und Wald und Sumpf. Die schreckliche Fahrt dauerte bis zum Mittag. Da hielten die ermatteten Tiere an einem Bächlein, um zu trinken. Schnell sprang Helmburg mit ihrer Freundin aus dem Wagen ins Wasser. Dabei geriet ein Fischlein ihr in die hohle Hand. Mit diesem Zeichen stieg sie ans Ufer, fiel auf ihre Kniee nieder, dankte Gott für ihre Rettung und gelobte, an dieser Stelle ein Kloster zu bauen zur Ehre des heil. Johannes.

Dieses Gelübde hat die fromme Helmburg getreulich gehalten. Als der Bau fertig war, zogen Nonnen hinein. Mit denen diente sie Gott bis an ihr seliges Ende. Zur Erinnerung daran, daß ihr im Bach das Fischlein in die Hand geraten war, nannte sie das Kloster F i s c h b e c k, d. h. Fischbach. Noch ist in der alten schönen Klosterkirche eine alte gewirkte Decke vorhanden, auf welcher die ganze Geschichte in Bildern dargestellt ist. Das Kloster ist seit der Kirchenverbesserung ein weltliches adeliges Fräuleinstift. Darin finden dürftige adelige Fräulein ein Unterkommen.

Inhaltsverzeichnis.

S.



